Universiteit
Leiden
The Netherlands

Fakt und Fiktion : die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption

Spits, J.P.

Citation
Spits, J. P. (2008, August 5). *Fakt und Fiktion : die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption*. Retrieved from https://hdl.handle.net/1887/12931

Version:	Not Applicable (or Unknown)
License:	Licence agreement concerning inclusion of doctoral thesis in the Institutional Repository of the University of Leiden
Downloaded from:	https://hdl.handle.net/1887/12931

Note: To cite this publication please use the final published version (if applicable).

5 Autobiographie und die Illusion der Referenz

5.1 Einleitung

Ziel dieses Kapitels ist es, die wichtigsten Tendenzen in der amerikanischen gattungstheoretischen Debatte zu bestimmen und in Verbindung mit den bereits im ersten Kapitel besprochenen theoretischen Ansätzen auf ihre Brauchbarkeit für die postmoderne deutschsprachige Autobiographie zu untersuchen. Damit ergänzt dieses Kapitel die bisherige Forschung. Denn nach der Brauchbarkeit amerikanischer Forschungsergebnisse wird – abgesehen von einigen feministisch orientierten Arbeiten - in der deutschsprachigen Gattungstheorie kaum gefragt.
So ist in dem von Günter Niggl herausgegebenen Wege-der-Forschung-Band kein einziger Beitrag von einem amerikanischen Autobiographie-Forscher aufgenommen.[828] Michaela Holdenried streift neben feministischen Arbeiten lediglich die bereits etwas älteren Ansätze von James Olney (1980) und Michael Sprinker (1980).[829] Eine Ausnahme bildet Martina Wagner-Egelhaafs *Autobiographie*. Wagner-Egelhaaf ist es jedoch in erster Linie um eine reine Vorstellung der amerikanischen gattungstheoretischen Debatte zu tun. Die Ansätze werden nicht auf die deutschsprachige literarische Praxis bezogen. Die Frage, inwieweit die besprochenen Arbeiten für eine Interpretation deutschsprachiger Autobiographien relevant bzw. brauchbar sind, wird somit nicht beantwortet. Außerdem konzentriert sich Wagner-Egelhaaf in ihrer Darstellung stark auf die Verschiebung von der feministischen Literaturwissenschaft der siebziger Jahre in die Richtung der so genannten *gender studies* und geht deshalb vor allem auf die Arbeiten zur weiblichen Autobiographie ein. Ähnliches gilt für die in der Münchner Reihe „Geschlechterdifferenz und Literatur“ veröffentlichte Dissertation Almut Fincks, die Ansätze aus dem Bereich der *gender*-Forschung mit einer Interpretation des

[828] Dies gilt nicht nur für die erste, 1989 erschienene, sondern auch für die zweite, als „durch einen Überblick über die Forschungstendenzen der neunziger Jahre ergänzt(e)“ Ausgabe von 1998. Vgl. Niggl, Günther (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1989 u. Ders.: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) [2]1998.
[829] Holdenried, Michaela: *Autobiographie*. Stuttgart (Reclam) 2000, S. 58. Vgl. Dies. (Hrsg.): *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin (Erich Schmid) 1995.

„geschlechtlich und „rassisch“ markierten Subjekt(s)“ in Maxine Hong Kingstons *The Woman Warrior* und Christa Wolfs *Kindheitsmuster* verbindet.[830]

Seit den achtziger Jahren findet an amerikanischen Universitäten aber eine rege Debatte um die Autobiographie statt, die den Rahmen der *gender studies* übersteigt. Die Gattung steht im Mittelpunkt neuerer Forschungsansätze, die sich um das Offenlegen von Machtdiskursen, das Sichtbarmachen von Minderheitenstimmen und die Verdrängung vom – im weitesten Sinne - »Unliebsamen« bemühen.

Im ersten Teil dieses Kapitels werde ich näher auf die wissenschaftliche Debatte um autobiographisches Schreiben in der amerikanischen Kulturwissenschaft eingehen, wobei ins Auge fällt, wie stark der amerikanische Gattungsdiskurs durch den Poststrukturalismus beeinflusst ist.[831] Grundlegende Arbeiten zur Autobiographie aus den letzten beiden Jahrzehnten sollen kritisch vorgestellt und auf ihre verglichen mit der europäischen Gattungsdiskussion auffälligen Aspekte vorgestellt werden.

Ich werde zeigen, dass die Anwendung der poststrukturalistischen Gattungsvorstellungen von Derrida und de Man, wie ich sie im ersten Kapitel skizziert habe, zu einer neuen Auffassung von Literatur, also auch der Autobiographie, geführt hat. Ich werde deutlich machen, dass die amerikanischen Forscher, die sich mit der Autobiographie befassen, ihre Aufmerksamkeit besonders auf das Sichtbarmachen von sprachlichen und sozialen Hierarchien richten. Auf die Struktur der Autobiographien, die Handlung, das Wahrheitsproblem und die Art und Weise, wie Erinnerungen in einer Autobiographie präsentiert werden, sowie auf die Frage, welche Rolle das Gattungsverständnis des Lesers in der Rezeption spielen könnte, wird kaum eingegangen. Stattdessen richtet sich die Aufmerksamkeit nahezu ausschließlich auf die »Markierungen« von aus dem öffentlichen «Diskurs» verdrängten »Sprecherpositionen«.

Nach dieser kritischen Analyse soll die amerikanische Gattungstheorie auf ihre Brauchbarkeit für das untersuchte deutschsprachige Korpus überprüft werden. Dabei ist zu erwarten, dass sich die Diskussion um die Referentialität der Autobiographie als Angelpunkt für das Gattungsverständnis erweisen wird. Die zentrale Frage für den Schlussteil dieser Arbeit lautet, wie sich die vom Poststrukturalismus betonte

---

[830] Finck, Almut: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*. Berlin (Erich Schmidt) 1999. Vgl. 1.5.5.

[831] Im ersten Kapitel bin ich bereits auf die Gattungsvorstellungen von Jacques Derrida (1.5.2) und Paul de Man (1.5.3) eingegangen. In diesem Kapitel steht die Anwendung poststrukturalistischer Theorie im Vordergrund.

Textualität mit einer referentiellen Lektüre der Gattung verträgt, wie sie in der Rezeption der von mir untersuchten Autobiographien sichtbar wurde.

5.2 Die amerikanische Autobiographie-Forschung

Trotz der vielen Unterschiede in Forschungsansätzen und Fragestellungen ist es möglich, im US-amerikanischen Gattungsdiskurs grundlegende Tendenzen aufzuzeigen, die sich in der kulturwissenschaftlichen Forschung zur Autobiographie in den letzten Jahrzehnten als stabil erwiesen haben und die amerikanische Beschäftigung mit der Autobiographie von den im ersten Kapitel analysierten europäischen Forschungsansätzen unterscheiden. Diese Tendenzen werde ich im Folgenden anhand einer exemplarischen Auswahl der Forschungsliteratur beschreiben. Es wurden deshalb die Werke untersucht, die als stellvertretend für allgemeine Entwicklungen in der amerikanischen Gattungsforschung betrachtet werden können. Dabei werde ich auch die breitere Diskussion um die von der amerikanischen Kulturwissenschaft vermittelten kulturellen und politischen Vorstellungen („*culture war*“) einbeziehen, um ein besseres Licht auf die den amerikanischen Gattungsdiskurs prägenden Auffassungen zu werfen.

5.2.1 Die Auflösung der Gattungsgrenzen

Als erstes stellt sich bei einer näheren Bestimmung der amerikanischen Forschung zur Autobiographie die grundlegende Frage: Wie wird die Gattung definiert?
Schon bei der Beantwortung dieser ersten Frage wird der starke Einfluss des Poststrukturalismus auf die US-akademische Gattungsdiskussion deutlich. Ausgehend von Jacques Derridas und Paul De Mans Preisgabe der konventionellen Referentialität der Autobiographie erklären viele Forscher die Trennung zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten für irrelevant. Die Autobiographie verfügt in ihren Augen nicht mehr über einen besonderen Zugang zur Wirklichkeit, der sie vor anderen Gattungen auszeichne. Autobiographie wird in den meisten Untersuchungen nicht so sehr als eine Textform betrachtet, als vielmehr als eine Lektüre.[832]

[832] Vgl. Paul de Man, der in *Autobiography as De-facement* bestritt, dass man die Autobiographie behandeln könnte „as if it were a literary genre among others“. (De Man, Paul: Autobiography as De-facement. In: *Modern Language Notes*, Vol. 94, No. 5, Dezember 1979, S. 919-930, hier S. 919).

Nach einer Definition der Autobiographie, wie man sie in der älteren deutschen oder französischen Forschung findet, sucht man meist vergebens.[833] Die Grenzen zwischen Autobiographie, Roman, Essay und Tagebuch verwischen, indem sie alle unter dem Containerbegriff *life writing* zusammengebracht werden.[834] Die Verwendung dieses verallgemeinernden Begriffs hängt meines Erachtens mit dem Abschied vom traditionellen Literaturverständnis zusammen. Nicht sosehr literarische Autobiographien oder Selbstdarstellungen von historisch wichtigen Persönlichkeiten stehen in der amerikanischen Forschung im Mittelpunkt. Die Aufmerksamkeit richtet sich vor allem auf Texte von lange Zeit kaum beachteten Gruppen. So untersucht Crispin Sartwell in seiner 1998 erschienenen Studie *Act Like You Know* nicht nur die Autobiographien von Zora Neal Hurston und Malcolm X, sondern ebenfalls so genannte *slave narratives* und Rapmusik.[835] Auch die Grenze zwischen Theorie und Literatur, zwischen Gattungstheorie und literarischer Praxis, verwischt. Die Perspektive von einer vermeintlich »höheren« Warte aus wird als unreflektiert und voreingenommen betrachtet. Forscher wie Sartwell nehmen keine distanzierte Beobachterposition ein, sondern betonen ihre eigene Subjektivität, indem sie eigene Erfahrungen thematisieren und ihre eigenen Wahrnehmungen beschreiben. Mehrmals vergleicht Crispin Sartwell seine eigenen Erfahrungen mit Erfahrungen von schwarzen Autobiographen.[836] Er »markiert« bewusst seine Rolle als weißes, männliches Subjekt. Der Wissenschaftler untersucht nicht nur seinen Forschungsgegenstand, sondern schreibt, indem er *life writing* untersucht, auch über sein eigenes Leben. Weil *theory* - es geht Sartwell nicht nur um die Autobiographietheorie, sondern um die gesamte Literaturtheorie - stark durch

---

„Empirically as well as theoretically, autobiography lends itself poorly to generic definition" (Ebd., S. 920). Statt dessen schlug er vor, die Autobiography als eine Lese- oder Verstehensfigur zu betrachten: „Autobiography (…) is not a genre or a mode, but a figure of reading or of understanding that occurs, to some degree, in all texts" (Ebd, S. 921). Vgl. 1.5.3.

[833] Vgl. die Gattungsdefinitionen bei Lejeune (siehe 1.4.4), Neumann (siehe 1.3.5) und Sloterdijk (siehe 1.3.8).

[834] Vgl. Couser, Thomas: *Vulnerable Subjects: Ethics and Life Writing*. London (Cornell Univ. Press) 2004 (Der Autor ist Professor an der Hofstra University, New York); Kadar, Marlene (Hrsg.): *Essays on Life Writing: From Genre to Critical Practice*. Toronto (University of Toronto Press) 1992; Olney; James: *Memory and Narrative: The Weave of Life-Writing*. Chicago (University of Chicago Press) 1998; Rush, Lauren: *The Life Writing of Otherness: Woolf, Baldwin, Kingston and Winterson*. New York (Routledge) 2002.

[835] Sartwell, Crispin: *Act Like You Know. African-American Autobiography and White Identity*. Chicago (University of Chicago Press) 1998.

[836] Sartwell, S. 1–6, S. 25ff, S. 69. "Since this book is about autobiography and race, I will begin with an account of some of the experiences that made me a white man" (S. 8); "I have never stopped fearing black folks, and I have never stopped romanticizing them. This book is an attempt to explicate and deal with my own immensely complicated racial attitudes" (S. 8ff.).

„whiteness“ geprägt sei, sei das Bemühen, von *theory* aus Texte von Minderheiten zu lesen, von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Sartwell kritisiert die „white authors“ in ihrer Rolle als „amorphous objective observers“:

> We white male philosophers tend to reach our own tradition as non-autobiographical, as proceeding from no particular location, and our voices as we write are often designed to disguise the sources of our pre-occupation in our own lifes. This is true of my own authorial voice, though I have spent years trying to pit myself against that voice, to work against or away from it. I am constantly slipping onto transparency and "objectivity," constantly dragging myself back in fear to passion and particularity. Left to my own devices, I disappear as an author. That is the "whiteness" of my authorship. (…) We try to maintain our theory in its "purity", its whiteness, its abstraction. What counts as theory or as autobiography thus proceeds through the racial codes that imaginatively locate white authors as amorphous objective observers and black authors as precisely located recorders of their own lives. So I want to work toward breaking down the distinction between theory and autobiography or, more precisely, to show that it has already broken down in fact.[837]

Theory ist nach Sartwells Ansicht stark durch „whiteness“ beeinflusst. Durch diese Skepsis wird die bestehende, vor-poststrukturalistische Gattungstheorie nicht als eine Vorlage betrachtet, auf die man zurückgreifen kann, sondern in einem radikalen Akt ein für allemal über Bord geworfen.
Verschiedene Literaturwissenschaftler betonen ihre eigene Subjektivität als männliches oder weibliches Subjekt, als weißer oder schwarzer Leser und verabschieden sich von einer verallgemeinernden theoretischen Perspektive, die es erlaubt, die Texte unabhängig von Geschlecht, Rasse oder Klasse des Interpretierenden zu betrachten.[838] Die traditionelle Trennung zwischen Theorie und Literatur wird als Scheinobjektivität kritisiert. Die Arbeit wird selbst zu einer Autobiographie, zu einer Art Rechenschaftsbericht über Vorurteile, die der Wissenschaftler selber hegte oder gehegt hat, bevor er sich seiner eigenen – oft privilegierten – Position bewusst wurde. Diese reflektierte Subjektivität ist es, die ihre Lektüre positiv vor allen anderen Interpretationsversuchen auszeichnen soll. Problematisch wird sie aber dort, wo er nicht hinreichend reflektiert oder sich in einem Widerspruch verstrickt: jegliches Bemühen um Objektivität wird abgelehnt,

[837] Ebd., S. 8ff. Aus diesem Zitat wird zugleich deutlich, dass auch Sartwell die Unterscheidung zwischen Autobiographietheorie und literarischer Praxis nicht länger akzeptiert. Vgl. auch Smith, Robert: *Derrida and Autobiography*. Cambridge. (Cambridge University Press) 1995, S. 51.
[838] „Objectivity“ und „neutrality“ betrachtet Sartwell als „the hallucinated detachment of the voice from the body, of autobiography from theory.” Vgl Sartwell, S. 8.

aber die eigene Einschätzung von gesellschaftlichen Machtstrukturen wird als allgemein verbindlich präsentiert.[839]

Zum Schluss möchte ich noch anmerken, dass die Tendenz, die herkömmliche Gattungsbezeichnung Autobiographie durch andere Begriffe zu ersetzen, auch sichtbar wird an den zahlreichen Neologismen, die führende amerikanische Gattungstheoretiker wie Nancy Miller, Domna Stanton und Thomas Couser in den letzten Jahrzehnten gebildet haben. Ich denke dabei an Neubildungen wie *autoethnography,*[840] *autogynography*,[841] *autopathography*[842] und *autothanatography*[843] - um nur einige Varianten zu nennen. Auch diese Begriffsbildungen stehen in engem Zusammenhang mit der Tendenz, tradierte Gattungsvorstellungen in Frage zu stellen. Darüber hinaus ist es das Ziel, eingefahrene Verhaltensmuster aufzubrechen und konventionelle Auffassungen von Identität einer weitgehenden Kritik zu unterziehen.

5.2.2 Arbeit am Verdrängten

Viele Autobiographie-Forscher in den USA fassen ihre Analysen als eine Arbeit am Verdrängten auf. Die Autobiographie wird als Medium für die Vermittlung von einem kulturell »Anderen« aufgefasst, das in der Gestalt des „weiblichen", des „Körpers", des „Schwarzen" oder des „Unbewussten" auftreten kann. Ihr Ziel liegt darin, dieses „Andere" sprechen zu lassen, die Stimme des Weiblichen, die Stimme des Schwarzen, die durch »hegemonial discourses« mundtot gemacht werde, hörbar zu machen. Das weiße Amerika könne unter den herrschenden Machtverhältnissen seine eigenen kulturellen und politischen Vorstellungen durchsetzen. Dies führe dazu, dass Autobiographien von Frauen, Schwarzen, Schwulen und Travestiten nicht beachtet

---

[839] Vgl. Sartwell, S. 11. Unter 5.2.5. werde ich auf diese Kritik, die mit der engagierten politischen Parteinahme vieler amerikanischer Kulturwissenschaftler für Minderheitsgruppierungen zusammenhängt, zurückkommen.

[840] Lionett, Françoise: *Autobiographical Voices: Race, Gender, Self-Portraiture*. Ithaca London (Cornell University Press) 1991.

[841] Stanton, Domna: Autogynography: Is the Subject Different? In: Dies. (Hrsg.) *The Female Autobiograph*. Chicago (University of Chicago Press) 1987. Den Begriff „autogynography" verwendete Stanton zum ersten Mal in *The Female Autograph. Theory and Practice of Autobiography from the Tenth to the Twentieth Century*. Chicago (University of Chicago Press) 1984. Vgl. 1.5.4.

[842] Couser, Thomas G.: Autopathography: Women, Illness, Life Writing. In: *Auto/Biography Studies*, Vol. 6, 1, 1991, S. 65-76; Ders: *Recovering Bodies: Illness, Disability and Life Writing*. Madison (University of Wisconsin Press) 1997.

[843] Miller, Nancy: Representing Others: Gender and The Subjects of Autobiography. In: *Differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 6, 1994, S. 1-27.

werden. Die amerikanische bzw. westliche Gesellschaft verdränge die „schwarze Stimme“, weil diese das Bild von der WASP-Gemeinschaft in Frage stelle. So betrachtet Crispin Sartwell *black life writing* als Raum für abweichende, schwarze Vorstellungen, die keinen Zugang zum dominanten weißen »discours« finden. Ähnlich verfahren Houston Baker, Francoise Lionnet[844] und viele Arbeiten aus dem Bereich der *gender studies*, die weibliche Autobiographik als einen Raum für durch das Patriarchat Verdrängtes auffassen.[845] Sie fragen danach, inwieweit sich Autobiographen für die Beschreibung der eigenen Identität und Sozialisation klischeehafter Vorstellungen bedienen, die Vorurteile bei Lesern bestätigen.[846]
So wie Derrida mit großem rhetorischen Aufwand versuchte, die Sicherheit des Logo- und Ethnozentrismus zu erschüttern und semiologische Begriffe zu verändern, zu verschieben und sie gegen ihre eigenen Voraussetzungen auszuspielen,[847] so richten viele amerikanische Wissenschaftler sich auf die Unterminierung des autobiographischen Kanons, auf die Dekonstruktion von Begriffen wie Wahrheit, Referentialität, Subjekt und Identität. Ihr Lossagen vom konventionellen Gebrauch dieser Begriffe findet, ähnlich wie bei Derrida, seinen Ursprung in der Kritik am strukturalistischen Zeichenverständnis Saussures, am Festhalten an der äußerlichen Repräsentation der Schrift. Sie bejahen, wie Derrida, ein spielendes Denken, eine „affirmation joyeuse du jeu du monde, un monde de signes sans faute, sans vérité, sans origine“.[848]
Auch in der Tendenz, Verdrängtes sichtbar zu machen, ist die amerikanische Autobiographieforschung stark vom Poststrukturalismus, der sich in seiner

---

[844] Baker, Houston: *Workings of the Spirit: The Poetics of Afro-American Women's Writing*. Chicago (University of Chicago Press) 1991.
[845] Vgl. Smith, Sidonie: *Subjectivity, Identity and the Body: Women's Autobiographical Practises in the Twentieth Century*. Bloomington (University of Indiana Press) 1993; *De/colonizing the Subject: The Politics of Race and Gender in Women's Autobiography*. Mineapolis (University of Minneapolis Press) 1992. Smith geht von der Annahme aus, dass “the history of the universal subject underwrites a history of the female subject, for the architecture of the universal subject rests upon and supports the founding identifications of those that are the non-universal, the colourful, among whom is 'woman'” (Smith 1993, S. 11).
[846] Vgl. Sartwell, S. 7ff. Bei Sartwell und Smith hat der in diesem Kontext häufig verwendete Begriff „alterity“ eine positive Konnotation. Dem „Anderen“ wird ein produktives, kreatives Potential zugesprochen, weil es sich subversiv gegen hegemoniale Strukturen richte.
[847] Derrida, Jacques: Sémiologie et grammatologie. Entretien avec Julia Kristeva. In: Ders.: *Positions. Entretiens avec Henri Rose, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpette*. Paris (Editions de Minuits) 1972, S. 25-51, hier S. 35: “Il faut sans doute, à l'intérieur de la sémiologie, transformer les concepts, les déplacer, les retourner contre leur présuppositions, les ré-inscrire dans d'autres chaînes, modifier peu à peu le terrain de travail et produire ainsi de nouvelles configurations (…).”
[848] Ders.: La structure, le signe et le jeu dans le discours des sciences humaines. In: *L'écriture et la Différance*. Paris (Seuil) 1967, S. 409-428, hier S. 426.

Spurensuche auf „die unterbelichteten oder verdrängten Aspekte der Sprache richtet“,[849] beeinflusst. Anknüpfend an Julia Kristeva richten viele amerikanische Kulturwissenschaftler sich auf Verdrängungsmechanismen, die ihren Ursprung im sprachkonstitutiven Prozess finden würden.[850]

5.2.3 Die Fokussierung auf Minderheiten

In der heutigen amerikanischen Autobiographieforschung stehen nicht die bekannten europäischen Autobiographien von Augustinus, Rousseau, Goethe, oder die Selbstzeugnisse von Benjamin Franklin, Henry Adams, Henry James und Mark Twain im Mittelpunkt, sondern Autobiographien von Autoren, die in irgendeinem Sinne Minderheiten zugerechnet werden können. Der westliche Kanon wird als Untersuchungsgegenstand abgelehnt oder sehr skeptisch betrachtet. Stattdessen richtet sich die Autobiographie-Forschung an amerikanischen Universitäten weitgehend auf die Autobiographien von (lesbischen) Frauen, Schwarzen und Schwulen.[851] Von großer Bedeutung für die Erforschung der weiblichen Autobiographie sind dabei die Arbeiten der Kulturwissenschaftlerin Judith Butler, die mit ihrem Buch *Gender Trouble* in der feministischen Geschlechtertheorie für Aufruhr sorgte.[852] Der zentrale Ansatz Butlers liegt darin, Geschlechterrollen als kulturell und historisch bedingte «Konstrukte» zu begreifen. Identität erscheint bei Butler als Folge von Zuschreibungen eines »dominanten» oder «hegemonialen« »Machtdiskurses». Dass

---

[849] Bossinade, Johanna: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart (J.B.Metzler) 2000, S. IX.

[850] Kristeva wandte sich gegen die bestehende Sprachwissenschaft, weil diese von der „thèse d’un sens pré-existant comme une »substance«“ ausgehe. Die französische Semiologin betonte, dass „le sujet parlant n’est plus cet ego transcendantal phénoménologique ni l’égo cartésien, mais un *sujet en procès*, comme il l’est dans la practique du *texte*, la structure profonde ou au moins les règles de transformation se trouvent perturbées et, aves elle, la possibilité d’interpretation sémantique et/ou grammaticale catégorielle.“ Dabei war auch Kristeva der Ansicht, dass literarischen Texte „soulignent les limites du discours socialement utile, et portent témoignage de ce qu’il refoule : le procès excédantle sujet et ses structures communicatives.“ Kristeva, Julia: *La révolution du langage poétique. L’avant-garde à la fin du XIX siècle: Lautréamont et Mallarmé*. Paris (Seuil) 1974, S. 37 u. S. 14.

[851] Vgl. Fox-Genovese, Elizabeth: My Statue, My Self: Autobiographical Writings of Afro-American Women. In: Benstock, Shari (Hrsg.): *The Private Self. Theory and Practice of Women’s Autobiographical Writings*. London (Routlegde) 1988, S. 63-89; Martin, Biddy: Lesbian Identity and Autobiographical Differences. In: Brodzki, Bella; Schenk, Celeste (Hrsg.): *Life/Lines: Theorizing Women’s Autobiography*. London (Ithaca) 1988, S. 77-103; Gerstenberger, Katharina: Multiple Crossings: Cross-Dressing, Cross-Gender Identification, and the Passion of Collecting in Charlotte von Mahldorf’s Autobiography I Am My Own Woman: A Life. In: Couser, Thomas G.; Fichtelberg, Joseph (Hrsg.): *True Relations. Essays on the Autobiography and the Postmodern*. Westport (Greenwood Press) 1998, S. 109-125.

[852] Butler, Judith: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York London (Routlegde) 1990. Vgl. dies.: *Bodies that Matter. On the Discursive Limits of “Sex”*. New York London (Routlegde) 1993.

die *gender studies* die feministische Literaturwissenschaft „tangiert" haben, wie Bossinade schreibt, hört sich im Hinblick auf die amerikanische akademische Debatte m.E. zu vorsichtig an: die *gender studies* haben dort den Feminismus der siebziger Jahre abgelöst und einen großen Einfluss auf die literaturwissenschaftliche Debatte insgesamt gewonnen.[853]

Die Beschäftigung mit Autobiographien von Minderheiten steht in enger Verbindung mit den beiden bereits beschriebenen Tendenzen. Sie macht es für einige Forscher notwendig, einen radikalen Bruch mit der bestehenden Theorie zu verkünden, weil sie solchen Autobiographien von Minderheiten nicht gerecht werde (vgl. 5.2.1). Zudem steht die Fokussierung auf Minderheiten im Zeichen der Arbeit am Verdrängten, der zweiten von mir ausgemachten Tendenz (5.2.2.). Es geht den Kulturwissenschaftlern darum, die Position von Minderheiten sichtbar zu machen und von ihr ausgehend, die amerikanische Gesellschaft zu verstehen - und in den meisten Fällen auch, diese zu kritisieren.

So wie die ersten Poststrukturalisten in ihrem *Théorie d'ensemble*-Band von 1968[854] *écriture* und *productivité* als Prozesse betrachteten, die in einem kapitalistischen Staat durch die Markwirtschaft verdrängt würden, so lesen viele amerikanische Kulturwissenschaftler die Stimme des schwarzen Amerika als Teil eines kritischen Gegendiskurses, der von einem weißen «Kulturdiktat» ausgeschlossen werde. Sie lenken die Aufmerksamkeit auf »generative Prozesse«, die Verdrängung verursachen, auf »hegemoniale Diskurse», die sowohl über soziale als sprachliche Strukturen Unliebsames unterdrücken. In dieser Kritik folgen sie Derrida, der darauf hinwies, wie binäre Oppositionen (schwarz/weiß, männlich/weiblich) das menschliche Denken prägen und wie der Mensch dazu neigt, eine von beiden der anderen vorzuziehen.

Die intensive Beschäftigung mit der Sprecherposition, auch mit der eigenen Position als verstehendem Subjekt, das durch seine eigene ethnische und kulturelle Ausgangssituation bestimmt wird, lässt sich mit de Man als eine „mutual reflexive substitution" betrachten: Leser und Text ergänzen einander. Die Absicht ist, Vorurteile anderen Vorstellungen gegenüber zu vermeiden, indem man eigene

---

[853] Vgl. Salih, Sara: *Judith Butler*. London (Routledge) 2002, S. 1-17.

[854] *Tel Quel. Théorie d'Ensemble*. Paris (Editions du Seuil) 1968. Vgl. Bossinade, S. 9: „Der Théorie d'Ensemble-Band von 1968 stellte mit die Weichen für das Denken >nach dem Strukturalismus<. Die Beiträge enthalten Reflexionen über Freud, Marx, Sade, Lenin, daneben wird ein starker Akzent auf sprach- und literaturtheoretische Fragen gelegt. Zwei der Texte konnten bald als Programmschriften der poststrukturalen Bewegung gewertet werden." Gemeint sind Jacques Derridas "la différance" (S. 41-66) und Julia Kristevas "La sémiologie: science critique et/ou critique de la science" (S. 80–93).

Wertvorstellungen reflektiert. Doch nicht überall wird diese Ergänzung von oder Konfrontation mit eigenen kulturell bestimmten Überzeugungen differenziert durchgeführt. So neigt Sartwell dazu, seine These, schwarze Stimmen würden aus der öffentlichen Debatte ausgeschlossen, absolut zu setzen. Sartwell spricht hartnäckig von der „delegitimacies of voices that speak about whiteness from a nonwhite location" – und übersieht dabei, dass die schwarze Perspektive auf das weiße Amerika in Rapmusik ein fester Bestandteil der US-Alltagskultur ist. Man kann schwerlich sagen, dass die Stimmen von Public Enemy und Ice T - dies sind die Sänger, die Sartwell behandelt - im Amerika der achtziger und neunziger Jahre nicht präsent waren. Ähnliches gilt für die von vielen Forschern untersuchten Autobiographien von Zora Neale Hurston und Malcolm X., die seit Jahrzehnten einen festen Platz in den Curricula von amerikanischen Schulen und Universitäten einnehmen.
Den meisten Vertretern der *minority studies* scheint es vor allem auf eine Entlarvung der in einer Gesellschaft bestehenden Vorurteile anzukommen, weniger auf die Erforschung der Gattung selbst.[855] Die undifferenzierte Einschätzung der dominanten Gruppierung im gesellschaftlichen Diskurs steht nicht selten in einem unreflektierten Widerspruch zu den eigenen vom Poststrukturalismus beeinflussten Annahmen, die gerade das Nicht-Festlegbare von Identität betonen. In ihren Studien halten Wissenschaftler wie Nancy Miller und Crispin Sartwell an einer binären Opposition fest, in der vor allem die als repressiv wahrgenommene Seite als eine statische, unveränderliche Größe auftritt.[856] In Sartwells *Act Like You Know* tritt *die* weiße Stimme in seiner Rolle als *oppressor* als einheitliche Konstituente auf.[857] Zu einer

[855] Die sich mit der Autobiographie befassenden Arbeiten aus dem Bereich der *gender* und *minority studies* sind stark anthropologisch und ethnologisch orientiert. Vgl. Wagner-Egelhaaf, Martina: *Autobiographie*. Stuttgart Weimar (Metzler) 2000, S. 83ff. Auch Misch und Neumann verknüpften literaturwissenschaftliche mit anthropologischen Fragestellungen, indem sie die Autobiographie als Mittel der Selbsterkenntnis des Menschen und als Spiegelbild des westlichen Individualismus auffassten. Den *gender* und *minority studies* ist es aber eher um eine „kritische Ethnologie" (ebd.) zu tun, die sich auf das Sichtbarmachen von Vorurteilen in Bezug auf ein kulturell Anderes richtet. Vgl. kritisch Eagleton, Terry: *The Illusions of Postmodernism*. Oxford (Blackwell) 1996, S. 26ff.
[856] Vgl. das Bestimmwort "the" bei Sartwell: „(…) *the* self-image of *the* white man, which is constructed by *the* extrusion of *the* black" (S. 29, Hervorh. J.S.).
[857] Besonders bei Sartwell wird „das Weiße" oft pauschal für alle Probleme „des Schwarzen" verantwortlich gemacht. „Das" Weiße wird ausschließlich mit rassistischem Denken und hegemonialen Machtsansprüchen identifiziert. "Whiteness is (…) the silencing, segregation, or delegitimation of voices that speak about whiteness form a nonwhite location" (S. 9), „White culture wraps black bodies" (S. 11), „White oppressors do not know what they are because they do not allow anyone to tell them" (ebd.). Von seinem "whiteness" als Leser verspricht sich Sartwell ein "inside view of white racism" (S. 8). Vgl. "Sartwell (…) is so consumed with guilt and self-hatred and self-laceration (which becomes, by a peculiar and paradoxical twist, self-exculpation) that the reader can hear nothing else coming

differenzierten Wahrnehmung von Machtverhältnissen tragen solche «Schwarz-Weiß»-Vorstellungen nicht bei.

Ähnlich wie in marxistischen Literaturbetrachtungen droht diese Lektüre die Interpretation des Textes auf eine Widerspiegelung von Machtverhältnissen zu reduzieren. Die Minderheiten-Studien setzen dabei, im Vergleich mit der marxistischen Literaturbetrachtung, lediglich andere Akzente. Literatur wird nicht in erster Linie als Widerspiegelung wirtschaftlicher Machtverhältnisse gelesen, sondern als Abbild von sprachlicher Verdrängung. Es sind die »Zeichenspuren« von Sprache, Geschlecht und Rasse, die für Missstände verantwortlich sind.

Inzwischen ist die Erforschung der Literatur von Minderheiten zu einem festen Bestandteil an vielen kulturwissenschaftlichen Einrichtungen an amerikanischen Universitäten geworden. Es ist somit die Frage, ob die Vertreter der *minority-studies* in der Autobiographie-Forschung nicht an veralteten Vorwürfen festhalten, indem sie weiterhin betonen, dass die Literatur von Minderheiten kaum beachtet werde. Genauso bedenklich wie eine ausschließliche Orientierung an Autobiographien von „großen weißern Männern“ wäre es, sich in Betrachtungen über Autobiographien ausschließlich auf sexuelle oder ethnische Minderheiten zu richten.[858]

Ähnliches gilt für die Erforschung der weiblichen Autobiographie. Hartnäckig halten die Vertreter der *women's autobiography theory* und der *gender studies* trotz einer Flut an neuen Publikationen an der Auffassung fest, dass über Autobiographien von Frauen noch so wenig geforscht wird. Erzielte Domna Santon bei ihrer Suche nach Autobiographien von Frauen 1983 nur einen Treffer (Estelle C. Jelineks *Women's Autobiography. Essays in Criticism*), so lagen innerhalb der nächsten zwanzig Jahren aber allein schon über die Autobiographien von Simone de Beauvoir, Nathalie Sarraute und Maxine Hong Kingston dutzende Publikationen vor.[859] Auffällig ist angesichts der vielen Publikationen (Susanne Juhasz, Lynn Bloom, Judith Gordiner,

---

through the static." Olney, James: Act Like You Know: African-American Autobiography and White Identity. – Review -. In: *African American Review*, 33, 1999, S. 696-697, hier S. 697.

[858] Dass dies mitunter aber der Fall ist, zeigen Publikationen wie der von Thomas Couser und Joseph Fichtelberg herausgegebene Band *True Relations*, in dem kein einziger Beitrag über eine Autobiographie von einem weißen, heterosexuellen Autobiographen aufgenommen ist, obwohl nirgends gesagt wird, dass es sich hier um einen Beitrag zu den *gender*, *minority* oder *queer studies* handelt. Vgl. Couser, Thomas; Fichtelberg, Joseph (Hrsg.): *True Relations. Essays on Autobiography and The Postmodern*. Westport (Greenwood) 1998.

[859] Vgl. Niggl (Hrsg.) ^{2}1998, S. 599: „Diese Untersuchungen (über Autobiographien von Frauen – J.S.) haben im Laufe des letzten Jahrzehnts ständig zugenommen und innerhalb der sozialhistorisch und teilweise auch sozialpolitisch engagierten Autobiographie-Forschung vor allem in den USA und auch in Deutschland zentrale Bedeutung gewonnen.“ Vgl. auch die Bibliographie in diesem Band, S. 577-579 u. 585-587.

Mary G. Mason, Shari Benstock, Celeste Schenck, Sidonie Smith, Janice Morgan, Leigh Gilmore und Norrine Vos) nicht so sehr die Nicht-Beachtung der weiblichen Autobiographie - die es nicht gibt - , sondern die Tatsache, dass die Erforschung der weiblichen Autobiographie eine exklusive Angelegenheit von Frauen für Frauen zu sein scheint.

5.2.4 Der engagierte Standpunkt

Alle oben genannten Untersuchungen weisen eine starke Kritik an der westlichen Kultur, der Dominanz von «europazentrierten» Vorstellungen und eine große Sympathie für die Position von Minderheiten auf. Die Grenze zwischen Kulturwissenschaft (*cultural studies*) und Kulturkritik (*cultural criticism*) erweist sich in vielen Fällen als fließend. Oben wurde bereits deutlich, dass die meisten Kulturwissenschaftler ihre Forschung bewusst in den Dienst der Aufklärung über gesellschaftliche Missstände stellen. Die Forscher wollen durch ihre engagierte Forschung zur Emanzipation dieser Gruppen beitragen.
Baker, Miller, Sartwell und Smith thematisieren das Emanzipationsbegehren von Minderheiten und schreiben auch selber gegen einen dominanten Diskurs an. Sie verstehen ihre Forschung als subversiv. In dieser Subversivität, der Unterminierung von überlieferten Vorstellungen und Werten, folgen sie Judith Butler, die in ihrem Buch *Gender Trouble* dazu aufrief, Verwirrung zu stiften, Gegenstimmen zu mobilisieren und jegliche Form von Identität zur Diskussion zu stellen. Eigene Vorstellungen über Literatur und Gesellschaft führen nicht selten zu einer Aversion gegen all diejenigen, die an tradierten Vorstellungen festhalten und einen anderen Blick auf Literatur und Gesellschaft haben.[860] Bei aller Kritik an der nach poststrukturalistischer Ansicht veralteten, im Dienste einer »bürgerlichen Ideologie« stehenden, dem Poststrukturalismus vorangehenden Forschungsansätzen ist es wichtig zu bedenken, dass die poststrukturalistische Auseinandersetzung mit der Autobiographie gleichfalls eng mit bestimmten ideologischen Vorstellungen verbunden ist.

[860] Vgl. die Kritik Terry Eagletons, der diese Tendenzen mit dem Begriff „postmodernism“ verbindet: „For all its vaunted openness to the Other, postmodernism can be quite as exclusive and censorious as the orthodoxies it opposes (…) It knows that knowledge is precarious and self-undoing, that authority is repressive and monological, with al the certainty of a Euclidean geometer and all the authority of an archbishop” (Eagleton 1996, S. 26).

5.3 Zwischenüberlegungen

In der amerikanischen Gattungstheorie ist der Einfluss poststrukturalistischer Ansätze deutlich spürbar. Unter seinem Einfluss hat sich die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie in den letzten Jahrzehnten stark in Richtung kulturwissenschaftlicher Minderheitenstudien entwickelt. Wissenschaftler fragen nach der kulturellen »Funktion« der Autobiographie in der Darstellung und Vermittlung eines kulturell »Anderen«.

In vielen Aspekten unterscheidet sich die amerikanische Debatte stark von der europäischen Autobiographie-Forschung. In der europäischen Gattungstheorie fehlt weitgehend der engagierte Standpunkt vieler US-Autobiographieforscher, die ihre Arbeit als Aufklärung über die Position von Minderheiten und als Kritik am weißen Identitätskonzept verstehen. In der amerikanischen Auseinandersetzung mit der Autobiographie wiederum fehlt, abgesehen von Hinweisen auf poststrukturalistische Theoretiker wie Paul de Man und Jacques Derrida, die Auseinandersetzung mit den im ersten Kapitel besprochenen gattungstheoretischen Ansätzen. Sogar auf Theoretiker aus der englischsprachigen Welt wie Elisabeth Bruss[861] und Roy Pascal[862] wird kaum eingegangen. Auch Lejeunes Theorie des »autobiographischen Paktes« wird kaum berücksichtigt – und dies, obwohl seit 1989 eine Übersetzung seines Hauptwerks vorliegt.[863] Insgesamt fällt auf, dass kaum auf nicht-poststrukturalistische Theorien Bezug genommen wird. Es wird auf die Arbeit von einer relativ schmalen Gruppe von Wissenschaftlern zurückgegriffen, die alle von der Vorstellung ausgehen, dass jeder Mensch ein Konstrukt von Sprache und von »diskursiven« Machtkonstellationen sei (Derrida, De Man, Foucault, Butler[864]). Der Bruch mit den dem Poststrukturalismus vorangehenden Gattungstheorien wird absolut gesetzt. Eine Auseinandersetzung mit ihnen scheint für die Poststrukturalisten irrelevant geworden zu sein. Die Einbeziehung nicht-poststrukturalistischer Ansätze wird abgelehnt, weil sie die Sprachlichkeit aller Welterfahrung nicht berücksichtigen

[861] Vgl. 1.4.5.
[862] Vgl. 1.5.5.
[863] Lejeune, Philippe: *On Autobiography*. Edited and Foreword by Paul John Eakin. Trans. Katherine Leary. Minneapolis (University of Minnesota Press) 1989.
[864] An dieser Stelle geht es mir nicht um die Unterschiede, die zwischen z.B. Derrida und Foucault bestehen, sonder um die gemeinsamen Vorstellungen, von denen alle hier genannten Theoretiker ausgehen. Dabei bin ich mir dessen bewusst, dass vor allem Butler sich wiederholt gegen den Begriff „Poststrukturalismus“ ausgesprochen hat.

würden. Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit rezeptionsorientierten Ansätzen, die an der Referentialität der Autobiographie festhalten, findet somit nicht statt. Ich betrachte dies als einen Mangel, weil dadurch eine inhaltliche Auseinandersetzung mit Konzepten, die eigene Vorstellungen in Frage stellen oder zumindest relativieren könnten, nicht mehr stattfindet.

Darüber hinaus ist es wichtig zu bedenken, dass ungeachtet der wissenschaftlichen Produktion der amerikanischen Autobiographie-Forschung, auf theoretische Vorannahmen zurückgegriffen wird, die bereits in den siebziger und achtziger Jahren entwickelt wurden. Es stellt sich somit die Frage, ob die Dynamik, die der Poststrukturalismus einst entwickelte, mittlerweile nicht zum Stillstand gekommen ist. De Mans und Derridas Überlegungen werden in der amerikanischen Gattungsforschung auf die Autobiographie bezogen, aber ein kritisches theoretisches Weiterdenken findet kaum statt. Bei Sartwell, Miller und Smith wird der theoretische Rahmen im ersten Teil ihrer Arbeit formuliert; die Annahmen werden dann lediglich auf die Texte bezogen. Eine Befragung der theoretischen Ausgangspunkte nach der Analyse findet meist nicht statt. Der am Poststrukturalismus orientierte amerikanische Gattungsdiskurs ist äußerst selbstbezogen.[865] Man ist sich unter sich einig, indem man feststellt, dass die Autobiographie nicht auf eine vorsprachliche Welt zurückzuführen sei, dass es bei dem Subjekt um Markierungen von Sprecherpositionen geht, die ein »Anderssein« formulieren, dass es sich bei allen Verweisen letztendlich nur um Bewegungen im Text handelt.

Im Folgenden möchte ich, aufbauend auf meiner Text- und Rezeptionsanalyse, die poststrukturalistische, stark an der Textualität orientierte amerikanische Gattungslektüre anhand der von mir untersuchten Texte weiter überprüfen. Im Gegensatz zu poststrukturalistischen Gattungsuntersuchungen werde ich dabei einer referentiellen Lektüre der Autobiographie Raum bieten, weil die Rezeption der analysierten Texte mir deutlich gemacht hat, dass die im Text beschriebenen Erfahrungen keineswegs nur auf weitere Textelemente, sondern auf konkrete geschichtliche Erfahrungen verweisen, die vom Leser erkannt und von ihm mit eigenen Erfahrungen und Ansichten konfrontiert werden. So bleibt die Rezeption von Bernhards Autobiographie keineswegs in einer „revolving door“ von sprachlichen

[865] Neben oben erwähnten Studien, die dem poststrukturalistisch orientierten Gattungsdiskurs angehören, gibt es in der amerikanischen Forschung aber auch andere Werke, z.B. die von Paul John Eakin, die ein anderes Bild der Autobiographie vermitteln.

Tropen gefangen.[866] Die Debatte über Bernards Autobiographie dehnte sich auf eine gesellschaftliche Diskussion über das Wirklichkeitsbild dieser Autobiographie aus. Es entstand eine Diskussion über den Schriftsteller Bernhard als «Skandalautor», über das Selbstbild der Österreicher, über des Landes Umgang mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit und vermeintliche historische Kontinuitäten.[867] Es wäre zu kurz gegriffen, wollte man den spielerischen Umgang mit Konzepten wie Wahrheit, Ich und Identität in Bernhards Autobiographie übersehen. Im zweiten Kapitel habe ich gezeigt, wie verwirrend Bernhard mit gattungstheoretisch wichtigen Konzepten umgeht.[868] Es wäre aber kurzsichtig, die Wirkung von Bernhards Autobiographie nur als "Text" zu lesen oder als ein „Spiel von Verweisen" aufzufassen, die keine Verankerung in der Wirklichkeit zulassen. Der Poststrukturalismus aber hat keinen Platz für eine Sprache einerseits und eine Welt anderseits, auf die Sprache sich bezieht.

Ich habe dieses Kapitel mit der Frage nach der Brauchbarkeit der amerikanischen Gattungsforschung für die Analyse der deutschsprachigen postmodernen Autobiographie angefangen. Angesichts meiner kritischen Einschätzung der von amerikanischen Kulturwissenschaftlern bevorzugten textuellen Lektüre scheint Skepsis angebracht. Dennoch bin ich der Ansicht, dass die amerikanischen Betrachtungen zur Autobiographie wichtige Impulse liefern könnten.

Der Gewinn poststrukturalistisches Gattungsansätze für eine rezeptionsorientierte Betrachtung der Autobiographie, wie ich sie bevorzuge, liegt nicht zuletzt in der Erkenntnis vom Konstruktionscharakter unserer Wahrnehmung. Autobiographien können in ihrer grundsätzlichen Vieldeutigkeit analysiert werden, wenn der Konstruktionscharakter von Wirklichkeitsvorstellungen berücksichtigt wird. Die Erkenntnis, dass es sich bei der Wahrnehmung der Welt um eine Vorstellung des Subjekts, und damit auch um eine subjektive Vorstellung, handelt, ist zwar nicht neu,[869] vom Poststrukturalismus aber aufgegriffen und durch die Anwendung auf

---

[866] De Man 1979, S. 921.

[867] Ähnliches gilt für die Rezeption von Christa Wolfs *Kindheitsmuster*. Es wurde kontrovers über den Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in der Bundesrepublik und in der DDR diskutiert. Auch die von der Erzählerin ausgemachten historischen Kontinuitäten des »Faschismus« sowohl in der DDR als auch in anderen Staaten führten zu einer regen Debatte.

[868] Vgl. 2.2 u. 2.8.

[869] Vgl. Paragraph 1 aus Arthur Schopenhauers *Die Welt als Wille und Vorstellung*: „Die Welt ist meine Vorstellung: -- dies ist die Wahrheit, welche in Beziehung auf jedes lebende und erkennende Wesen gilt; wiewohl der Mensch allein sie in das reflektierte abstrakte Bewußtsein bringen kann: und tut er dies wirklich, so ist die philosophische Besonnenheit bei ihm eingetreten. Es wird ihm dann

verschiedene Fachgebiete fruchtbar gemacht worden. Almut Finck hat in ihrer Dissertation über die Autobiographien von Christa Wolf und Maxine Hong Kingston gezeigt, wie es möglich ist, überzeugend zwischen der poststrukturalistischen „Hypostasierung von Textualität“ und einer Rückbesinnung auf die Referentialität der Gattung zu vermitteln.

Auch die in der amerikanischen Gattungsdiskussion bevorzugte Analyse eines kulturell-politischen Machtdiskurses könnte sich für den deutschsprachigen Kontext als fruchtbar erweisen - auch wenn sie sich in den Arbeiten der amerikanischen Forscher oft an den Konflikten zwischen dem schwarzen und dem weißen Amerika orientiert. Man würde es sich aber zu leicht machen, die intensive Beschäftigung mit dem *black autobiography* in der amerikanischen Autobiographieforschung als ein spezifisch amerikanisches Problem wahrzunehmen. Die Frage nach der Sprecherposition und dem Einfluss von Machtstrukturen spielt auch in der Rezeption deutschsprachiger Autobiographien eine große Rolle. Zu fragen ist, ob politische und soziale Machtverhältnisse in der stark ideologisch bestimmten deutschsprachigen Rezeption nicht eine vergleichbare Rolle spielen. Handelt es sich bei der Autobiographie einer jungen ostdeutschen Schriftstellerin nicht auch um eine Minderheitenposition und lässt sich die Markierung der Sprecherposition im Text nicht auch in diesem Fall als eine Stimme lesen, die gegen einen dominanten Diskurs anschreibt – deren Wahrnehmung durch den Leser zugleich die öffentliche Debatte um den Text bestimmt?

Die Analyse der amerikanischen Gattungsdiskussion hat darüber hinaus auch auf einige *caveats* aufmerksam gemacht. Viele Arbeiten neigen zu einem *petitio principi*: werden autobiographische Texte und Kontexte in Betracht gezogen, so stets, um Beispiele oder Beweise zu finden für das, was schon von Anfang an vorausgesetzt war: eine hegemoniale Struktur, die Vorstellungen vom »Anderen« verdrängt. Auch drohen durch die extreme Betonung der Textualität Kontext und Rezeption der Autobiographie aus dem Blickfeld zu geraten. Dadurch wird übersehen, dass ein historischer Kontext den Text und seine Lektüre prägt.

Mein Ziel ist es also im Folgenden, deutlich zu machen, dass trotz der sprachlichen Aporien, der Subjektivität des Lesers, des Konstruktionscharakters unserer

---

deutlich und gewiß, daß er keine Sonne kennt und keine Erde; sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt; daß die Welt, welche ihn umgibt, nur als Vorstellung da ist, das heißt durchweg nur in Beziehung auf ein Anderes, das Vorstehende, welches er selbst ist.“ Schopenhauer, Arthur: *Die Welt als Wille und Vorstellung*. 1. Teil. Leipzig (Insel) 1919, S. 33.

Wirklichkeitsvorstellungen und der Gedächtnislücken von Autobiographien eine Diskussion über den Wirklichkeitsbezug des Textes sehr wohl möglich ist. Darüber hinaus möchte ich zeigen, dass für das Verständnis der Wirkung der Gattung im deutschsprachigen Kontext die Aufmerksamkeit auch auf ideologische Aspekte gelenkt werden sollte. Es gilt, den ideologischen Zusammenhang zu verstehen, in die Autobiographien und ihre Rezeption eingebunden sind.

5.4 Das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption

5.4.1 Die Illusion der Referenz

Im zweiten Teil dieses Kapitels gehe ich weiter auf die Referentialität der von mir untersuchten Texte ein, sowie auf die unterschiedlichen Leserreaktionen, die durch sie ausgelöst wurden. Folgende Fragen sollen dabei beantwortet werden: Wie sinnvoll sind die im ersten Kapitel analysierten, dem Poststrukturalismus vorangehenden Gattungstheorien für die Analyse des Spannungsfeldes zwischen dem heutigen gattungstheoretischen Diskurs und der Rezeption? Auf welche Weise sind die Autobiographien von Jana Hensel und Claudia Rusch mit ihrer Rezeption in einen Machtdiskurs eingebettet?[870] Im Mittelpunkt steht die Frage, ob die heutige Autobiographieforschung dem Poststrukturalismus vorangehende Theorien im Hinblick auf die poststrukturalistische Absage an die Mimesis in Kunst und Literatur *ad acta* legen könnte oder vorsichtiger sein sollte, sich von der früher unbezweifelten Bindung des Autobiographen an empirische Gegebenheiten und dem „grundsätzlichen Referenzcharakter“ der Gattung zu verabschieden.[871]

5.4.2 Die literarische Konstruktion der Autobiographie

Die hier untersuchten Autobiographien von Thomas Bernhard, Christa Wolf, Florian Illies, Jana Hensel und Claudia Rusch verweisen alle fünf auf eine außerliterarische Wirklichkeit. Sei es das Salzburg von 1938 bis in die fünfziger Jahre oder das heute

[870] Für eine diskursanalytisch orientierte Fragestellung bieten sich diese Texte besonders an. Beide Autobiographien sind von einer ostdeutschen Minderheitenposition aus geschrieben. Auf die Frage, welche Rolle die Tatsache spielt, dass beide Autorinnen Frau sind, werde ich unter 5.4.4 zurückkommen.
[871] Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 594.

polnische, damals deutsche Landsberg zur Zeit des Nationalsozialismus, sei es die Bundesrepublik der achtziger Jahre oder die späte DDR und das vereinigte Deutschland: Die Verbindung mit einer außerhalb des Textes liegenden, oft schon historisch gewordenen Wirklichkeit war in allen Autobiographien präsent. Die Verbindung mit der Lebenswirklichkeit wurde aber von nur wenigen Lesern als Konstruktion dieser Wirklichkeit akzeptiert. Dies wurde anhand der enttäuschten Erwartungen der Kritiker deutlich, die von den Autobiographien eine realistischere Beschreibung forderten und die in ihren Augen unsachliche oder inkorrekte Darstellung historischer Gegebenheiten ablehnten. Was bedeuten die Ergebnisse unserer Text- und Rezeptionsanalyse nun für die im ersten Kapitel wiedergegebenen Gattungstheorien?

Die poststrukturalistische Gattungslektüre geht in der Nachfolge Derridas und de Mans davon aus, dass jeder Leser, der seine referenzorientierte Lektüre der poststrukturalistischen Betonung der Textualität vorzieht, einer „Illusion der Referenz“[872] anheim fällt. Die im gattungstheoretischen Diskurs immer stärker werdende Skepsis gegenüber der Möglichkeit, Wirklichkeit beschreiben zu können, führte bei poststrukturalistischen Theoretikern zur Annahme ihrer Unmöglichkeit. Der Poststrukturalismus hat dabei den Textbegriff radikal erweitert und die verfälschende Rolle der Sprache ins Zentrum seiner Überlegungen gestellt.[873] Derrida und de Man betonen die sprachliche Gebundenheit *aller* Kommunikation und Wirklichkeitserfahrung.[874] Nicht nur die Autobiographie selbst, sondern auch die Rezeption und die »Diskurse« um die Autobiographie werden als Texte gelesen, die keine Verankerung in der Wirklichkeit zulassen. Wie sahen die Gattungsforscher vor dem Poststrukturalismus das Problem der Repräsentation in einer Autobiographie? Vor-poststrukturalistische Autobiographieforscher wie Bernd Neumann und Philippe Lejeune hoben zwar hervor, dass der Leser, der den Unterschied zwischen einer literarischen Wirklichkeit und der außerliterarischen Wirklichkeit nicht wahrnimmt, einer Illusion anheim fällt. Aber so weit wie bei Derrida und de Man ging ihr Zweifel

[872] De Man 1979, S. 922.

[873] Derridas Textbegriff schließt die gesamte Wirklichkeit mit ein: nicht nur jede kulturelle Handlung, sondern auch Institutionen wie Universität und Staat werden als „Text“ bezeichnet. Durch diesen erweiterten Textbegriff drohen grundsätzliche Unterscheidungen verloren zu gehen. Wenn man nicht nur den zu interpretierenden Text (z.B. Bernhards *Ursache* oder Wolfs *Kindheitsmuster*), sondern auch seine Rezeption und die gesellschaftliche Debatte um den Text als „Text“ bezeichnet, gibt es kaum noch Möglichkeiten, zwischen diesen Ebenen zu unterscheiden.

[874] Ähnlich verfahren Alfonso de Toro (siehe 1.4.6) und Vertreter der amerikanischen Autobiographieforschung (siehe 5.2).

in Bezug auf den Referentialitätsstatus der Autobiographie nicht. Sie betrachteten die Autobiographie als eine referentielle Gattung. Ähnlich verfahren die meisten Leser, die von der Autobiographie einen besonders privilegierten Zugang zur Wirklichkeit erwarten. Sie erhoffen sich einen tieferen Einblick in die Psyche des Autors, seine soziale Umgebung oder seine poetologischen Vorstellungen. Der Versuch, vor-poststrukturalistische Theorie und heutige Rezeption einerseits und poststrukturalistische Theorie anderseits in eine dialogische Auseinandersetzung zu bringen, ist auf Grund der poststrukturalistischen Annahme „eine(r) in sich geschlossenen Welt ohne textexterne Bezüge“[875] ausgesprochen schwierig. Kritiker des Poststrukturalismus wie John M. Ellis sind der Ansicht, dass sich seine Annahmen wie die keiner anderen Theorie vor ihm von auf den *common sense* abzielenden methodischen Ansätzen und von der Rezeptionspraxis entfernt haben.[876] Sie weisen darauf hin, dass die Einsicht in die Beschränkungen der Sprache noch nicht bedeutet, dass alle Aussagen über die Wirklichkeit subjektiv sind. Die Einsicht in die „Rhetorizität der Sprache“[877] müsse nicht zwangsläufig zu der Annahme führen, dass keine Trennung zwischen richtiger und falscher Aussage, zwischen einer überzeugenden und einer weniger überzeugenden Interpretation mehr möglich sei.[878] Die Rezeptionsanalyse der in dieser Arbeit untersuchten Autobiographien hat gezeigt, dass die poststrukturalistische Gattungsforschung sinnvoll auf die deutschsprachige postmoderne Autobiographie angewendet werden kann. Für die Textanalyse von Bernhards Autobiographie erwies sich eine poststrukturalistische Lektüre anregend, denn der Leser bleibt in Aporien verstrickt.[879] Der Leser der *Ursache* bleibt in einer „turning motion of the tropes“ gefangen.[880] Auch Christa Wolfs *Kindheitsmuster* ist als postmoderne Meta-Autobiographie mehr ein Bericht über die Schwierigkeiten, eine Autobiographie zu schreiben, als eine transparente Selbstdarstellung der eigenen Identität und Sozialisation, wie sie Neumann von der Gattung verlangte. Der „gegenläufige Prozeß der Dekonstruktion (!) und des Wiederaufbaus von der Identität im Erinnerungs- und Schreibprozess stellt das sich selbst gewisse Ich (in

[875] Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 594.
[876] Ellis, S. 169ff u. S. 194ff. Auch Bossinade spricht im Hinblick auf die „poststrukturalen Ansätze“ von einem „textpoetische(n) Fundamentalismus“ und dem „hohe(n) Abstraktheitsgrad ihrer Kategorien“. Bossinade, S. 23.
[877] Vgl. De Man, Paul: Semiology and Rhetoric. In: *Diacritics* 3:3, 1973, S 27-23.
[878] Vgl. auch Eagleton 1996, S. 18.
[879] Vgl. 2.7 und 2.8.
[880] De Man 1979, S. 922.

Kindheitsmuster – J.S.) als autobiographische Erzählinstanz in Frage“[881], meint auch Sonja Hilzinger. Die Bereicherung der Gattungstheorie durch Derrida und de Man kann aber nicht darüber hinweg täuschen, dass auch das poststrukturalistische Gattungsverständnis im Hinblick auf die hier untersuchten Texte auf seine Grenzen stößt - und der weiteren Reflexion bedarf. Die Text- und Rezeptionsanalysen von Thomas Bernhards und Christa Wolfs Autobiographien haben deutlich gemacht, dass Sprache verfälschend wirken und Unbewusstes oder Verdrängtes für die Wirklichkeitswahrnehmung sowohl des Autobiographen als auch seines Lesers konstitutiv sein kann. Es war aber sehr wohl möglich, die referentiellen Verweise in den Texten und die politisch-kulturelle Diskussion um die untersuchten Autobiographien in einer historischen und sozialen Wirklichkeit zu verankern. So verwies die Rezeption von Bernhards Autobiographie auf die österreichische Debatte um das Verdrängen und Vergessen der Jahre 1938 bis 1945, die seit den siebziger Jahren verstärkt geführt wurde. Bernhard rührte an Tabus, seine Autobiographie eröffnete eine kontroverse Auseinandersetzung nicht nur über das Österreichbild des Autors, sondern auch über das Selbstverständnis der Zweiten Republik. Auch das starke öffentliche Interesse an Jana Hensels *Zonenkinder* und Claudia Ruschs *Meine freie deutsche Jugend* wäre, wie die Texte selbst, ohne das große Interesse an der Erinnerung an die DDR kaum denkbar. Diese Wirklichkeitsbezüge zu übersehen, würde m.E. eine Reduktion des Bedeutungspotentials dieser Texte darstellen. Ein Bedeutungspotential, das immer erst im Wechselspiel mit dem Leser, in dessen sozialem und politischem Kontext, entfaltet wird.[882]

Man sollte sich aber des Umstands bewusst sein, dass es sich bei den in der Autobiographie vermittelten Geschichts- und Erinnerungsbildern um Konstruktionen handelt. So kann das Salzburg in Bernhards Autobiographie zwar über die Realitätserfahrungen und -vorstellungen des Lesers mit dem Salzburg außerhalb des literarischen Textes verglichen werden, aber nicht mit ihm identisch sein. Wo diese Einsicht in den Konstruktionscharakter der literarischen Darstellung fehlte, kam es in

[881] Hilzinger, Sonja: Entstehung, Veröffentlichung und Rezeption. In: Christa Wolf: *Werke in 13 Bänden*. Kommentiert und herausgegeben von Sonja Hilzinger. Werke 5: *Kindheitsmuster*. München (Luchterhand Literaturverlag) 2000, S. 654ff.

[882] Vgl. Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik.* Tübingen (Mohr) [4]1975, S. 282ff. „Der wirkliche Sinn eines Textes“ sei, betont Gadamer, keineswegs der, den der Autor intendierte oder den „sein ursprüngliches Publikum“ herauslas; er entfalte sich vielmehr erst schrittweise, im Durchgang durch verschiedene, jeweils historisch standortgebundene „Sinn-Entwürfe“, eine unendliche Reihe von Interpretationen, die auch den gegenwärtigen Interpretationsansatz mitbestimmen.

der Rezeption besonders schnell zu ablehnenden Lektüren. Leser lehnten die autobiographische Repräsentation ab, weil sie nicht mit dem eigenen Wirklichkeitsverständnis übereinstimmte. Die eigenen Erwartungen in Bezug auf die Gattung spielten dabei oft eine entscheidende Rolle. Denn es waren gerade die Gattungsauffassungen des Lesers, die sie dazu veranlassten, die literarisch beschriebene Realität, als Folge einer Reduktion des komplizierten Referentialitätsstatus der Gattung, als ein Spiegelbild der Wirklichkeit zu lesen. Die Autobiographie wurde als eine Gattung mit einem besonders privilegierten Zugang zur Wirklichkeit aufgefasst.[883] Am deutlichsten wurde dies an den Leserreaktionen auf die Autobiographien von Thomas Bernhard und Christa Wolf.[884] Bei den Autobiographien der jüngeren Autoren Florian Illies, Jana Hensel und Claudia Rusch spielte dieser Aspekt eine weniger bedeutende Rolle, weil ihre Beschreibungen auf den Leser weniger künstlich und inszeniert wirken. Die jüngeren Autoren haben sich journalistische Wirklichkeitsbeschreibungen angeeignet. Darüber hinaus fehlt in *Generation Golf*, *Zonenkinder* und *Meine freie deutsche Jugend* weitgehend die für Bernhard und Wolf charakteristische Autoreflexivität. An dem literarischen Konstruktionscharakter ihrer Texte gehen vor allem Hensel und Rusch – und ihre Leser - stillschweigend vorbei.[885] Ihr autobiographischer Schreibstil wurde deshalb im vierten Kapitel dieser Untersuchung als eine „neue Unbekümmertheit“ bezeichnet. Die Rezeption der hier analysierten Autobiographien hat somit ausgewiesen, dass Spannungen zwischen der Repräsentation des Textes und dem Wirklichkeitsverständnis des Lesers (vor allem seine politischen und sozialen Vorstellungen) die Rezeption oft entscheidend prägten. Oft gingen Leser dabei von aus poststrukturalistischer Sicht höchst naiven Annahmen aus, die mit einem traditionellen Gattungsverständnis verbundenen sind: die Autobiographie als ein noch nicht in Frage gestellter Anspruch, die Wirklichkeit und die eigene Beziehung zu ihr als durchschaubar zu präsentieren. Aber die Spannungen in der Rezeption lassen sich mit poststrukturalistischen Ansätzen nur teilweise erklären. Denn die

[883] Vgl. De Man 1979, S. 920.
[884] Vgl. 2.4 u. 3.4.
[885] Florian Illies, Jana Hensel und Claudia Rusch äußern sich in ihren Autobiographien weder explizit zu Fragen der Konstruktion des Subjekts noch zu den Problemen autobiographischen Erzählens, die zu einer Problematisierung des Verhältnisses zwischen Referentialität und Textualität in den eigenen Beschreibungen führen können. Dabei ist aber anzumerken, dass Illies' *Generation Golf* ironische Passagen enthält, die den Generationsentwurf und die Pauschalität einiger Urteile des Erzählers betonen.

unterschiedlichen Reaktionen auf die literarischen Konstruktionen in den untersuchten Texten lassen sich nicht auf sprachliche Erfahrungen reduzieren.[886] Sie sind nicht zuletzt auf Unterschiede in den ideologischen Vorstellungen zwischen Erzähler und Leser - und Lesern untereinander - zurückzuführen. Die Repräsentationen der hier untersuchten Autobiographien wurden oft abgelehnt, weil sie mit den politischen und sozialen Überzeugungen der Leser nicht zu vereinbaren waren. Wenn Autoren wie Thomas Bernhard und Christa Wolf die fehlende Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit beklagen, so geschieht das nicht ohne erkennbaren Verweis auf eine gesellschaftliche Diskussion, die mehr als sprachliche Kreuz- oder Querverweise umfasst. Durch referentielle Verweise wurden erinnerungsbezogene Debatten ausgelöst, die die Rezeption oft entscheidend prägten. In einer poststrukturalistischen, an Derrida und de Man geschulten Lektüre, die vor allem das sprachliche Eingebundensein in den Vordergrund stellt, droht diese Dimension der Texte unterzugehen.

Die Gefahr einer vereinfachenden Lektüre der Autobiographie ist mit dem Poststrukturalismus also nicht ausgeräumt. Die These von der sprachlichen Gebundenheit aller Kommunikation führt leicht dazu, die Referentialität der Texte zu stark einzugrenzen. Es fragt sich denn auch, ob die extreme Betonung der Textualität nicht zu einer realitätsfernen Überbewertung der Sprache führt, weil sie referenzorientierten Lektüren zu wenig Raum bietet und politische und moralische Fragen in Sprach- oder Zeichenproblemen aufzulösen droht.[887] Darüber hinaus sind in der Autobiographie-Rezeption Fragen nach der Authentizität und Glaubwürdigkeit eines Textes, so konventionell oder veraltet sie im Rahmen des poststrukturalistischen Gattungsverständnisses anmuten mögen, weiterhin wichtige Kriterien geblieben. Auch wenn die literarischen Konstruktionen in hohem Maße als fiktiv zu betrachten sind, so heißt dies noch keineswegs, dass sie keine Verankerung in der Wirklichkeit zulassen und jede Bemühung, die autobiographische Repräsentation mit empirischen Gegebenheiten zu konfrontieren, von Anfang an zum Scheitern verurteilt ist. Es gibt einen Spielraum, in dem wir entscheiden können, in wieweit die literarischen Konstruktionen mit einer außerhalb des Textes liegenden Wirklichkeit in Verbindung

[886] Rivkin, Julie, Ryan, Michael: The Class of 1968. Post-structuralism par lui-même. In: Ders. (Hrsg.): *Literary Theory: An Anthology*. Oxford (Blackwell) 1998, , S. 333-375, hier S. 334:
"Post-Structuralism (…) uses linguistics to argue that all such orders are founded on an essential endemic disorder in language and in the world that can never be mastered by any structure or semantic code that might assign it a meaning."

[887] Vgl. Eagleton, Terry: *After Theory*. London (Allan Lane) 2003, S. I-23 u. S. 140ff.

gebracht werden können. Dieser Raum, der eine differenzierte Bewertung des Referentialitätsstatus der Gattung ermöglicht, fehlt aber in der poststrukturalistischen Gattungstheorie. Poststrukturalistische Gattungstheoretiker zerschneiden die Verbindung zwischen dem Text und der Wirklichkeit außerhalb des Textes. Was bleibt, ist eine Welt „ohne textexterne Bezüge".[888]

Anderseits soll vor einem Rückfall in vor-poststrukturalistische Positionen, die poststrukturalistische Kritik nicht zur Kenntnis nehmen will, gewarnt werden. Die Möglichkeit, dass es sich bei der autobiographischen Realitätspräsentation um literarische Konstruktionen handeln könnte, kommt in der vor-poststrukturalistischen Gattungstheorie von Georg Misch über Bernd Neumann bis zu Philippe Lejeune nicht vor. Jede Abweichung von der empirischen Wirklichkeit wird lediglich als Folge der „mit der Niederschrift einer Autobiographie notwendig gegebene(n) literarische(n) Verfremdung" aufgefasst.[889] Was in der heutigen Gattungstheorie fehlt, ist eine Zwischenposition. Eine Perspektive auf die Gattung, die zwischen der radikalen Betonung der Textualität, in der jede Verbindung mit der Wirklichkeit zur Illusion wird, und Annahmen, die nach der poststrukturalistischen Kritik an traditionellen Gattungsvorstellungen nicht länger über jeden Zweifel erhaben sind, vermittelt. Die Forderung nach mehr „pragmatischen" Anwendungen von poststrukturalistischen Annahmen, wie Bossinade sie vorschlägt,[890] scheint mir für die heutige Autobiographieforschung denn auch sinnvoll zu sein.

5.4.3 Die Situationsgebundenheit des Lesers

Neben den Bedingungen, die das Sprachsystem aus poststrukturalistischer Sicht organisieren, spielt auch die historische und soziale Position des Lesers, des Rezipienten, in seiner Reaktion auf den Text eine wichtige Rolle.[891] Jede Autobiographie führt einen Dialog mit ihren Lesern und wird unterschiedlich

[888] Niggl (Hrsg.) [2]1998, S. 594.
[889] Ebd., S. 593. Vgl. auch Pascal, S. 179ff.
[890] Bossinade, S. 23.
[891] Darüber hinaus droht die poststrukturalistische Gattungslektüre – verallgemeinernd gesprochen - die Individualität des Leseaktes tendenziell zu missachten, indem sie ständig von einer Gemeinschaft (von gemeinsamen Sprachregeln und –codes, oder von Machtstrukturen, in die alle Leser eingeordnet sind) statt von der Freiheit des Lesers ausgeht. Vgl. die viel positivere Auffassung vom individuellen Freiraum des Lesers bei Harald Weinrich (*Für eine Literaturgeschichte des Lesens*, 1967), Hans Robert Jauß, Wolfgang Iser und Jean Paul Sartre (*Qu'est-ce que la littérature?*, 1947). Sartres Überlegungen waren von großem Einfluss auf die spätere Rezeptionstheorie von u.a. Weinrich und Iser).

rezipiert. Nicht nur auf Grund des gattungsbezogenen „Erwartungshorizonts“ (H.R. Jauß) des Lesers, sondern auch, weil die Leser unterschiedliche kulturelle, soziale und politische Vorstellungen haben, die ihre Lektüre des Textes beeinflussen. Neben Wulf Segebrecht hat vor allem Philippe Lejeune sich intensiv mit der Frage nach dem Leserbezug befasst.[892]

Die poststrukturalistische Kritik an Lejeune lautete, dass der französische Theoretiker von festen Referenzpunkten und von einem geschlossenen Theoriemodell ausgehe - und dadurch von veralteten, vom Poststrukturalismus überholten Standpunkten.[893]

Wenn man davon ausgeht, dass jede Autobiographie einen Dialog mit seinen Lesern führt und individuelle Vorstellungen die Rezeption lenken – und diese Vorstellungen wiederum von der Zeit und dem Kontext der Lektüre geprägt sind –, so wird man einsehen, dass auch der Dialog zwischen der Autobiographie und seinem Leser sich ständig ändert. Jede neue Lektüre führt den Dialog mit dem Text in der Zeit fort. Dabei kann es, auch wenn man sich im Lauf der Zeit über den Inhalt wichtiger Textelemente einig bleibt, zu Verschiebungen in Sinnzuweisungen kommen. Der Dialog der Autobiographie mit seinen Rezipienten ist historisch bedingt.

Überzeugender und für rezeptionsorientierte Betrachtungen der Autobiographie fruchtbarer als Lejeunes weitgehend unhistorischer Pakt, scheint mir denn auch die Annahme eines *dynamischen* autobiographischen Paktes zu sein, der den unterschiedlichen Lesererfahrungen im Laufe der Rezeption Rechnung trägt.

Die Gattungsvorstellungen der Leser sind historisch bedingt. So ist es möglich, dass nach dem Ende der zu einem bestimmten Ziel führenden und geschlossenen Autobiographien die Lesererwartung sich allmählich den »offenen« und fragmentarisierten Formen heutigen autobiographischen Schreibens anpassen.[894] Die Rezeptionsanalysen haben aber auch gezeigt, dass der Kern von Lejeunes Theorie sinnvoll auf die hier untersuchten Texte angewendet werden kann.

Durch die Erweiterung um eine historische Dimension wird die m.E. berechtigte poststrukturalistische Kritik an der universalistischen Ausrichtung von Lejeunes

---

[892] Vgl. 1.4.3 (Segebrecht) und 1.4.4 (Lejeune).

[893] Vgl. die unter 1.4.5 diskutierte Kritik Alfonso de Toros. Aus nicht-poststrukturalistischer Perspektive formulierte auch Elisabeth Bruss eine Kritik am statischen Definitionsversuch Lejeunes. Vgl. 1.4.5.

[894] Auch ist es denkbar, dass die Autobiographien von Hensel und Rusch im Laufe der Zeit nur noch als Zeitdokumente und nicht länger als literarische Autobiographien gelesen werden. Auf stilistische und literarische Fragen wurde von den Rezensenten wenig eingegangen. Die Neigung, den Text als Zeitdokument zu lesen, wird durch die geringe Autoreflexivität dieser Autobiographien verstärkt.

Theorie aufgefangen. Autobiographieforscher, die in einer kritischen Nachfolge Lejeunes durch die Einbeziehung des Lesers an der Referentialität der Gattung festhalten, können helfen, die stark auf die Textualität gerichtete Lektüre poststrukturalistischer Gattungstheoretiker kritisch zu hinterfragen. Sie liefern auch der deutschsprachigen Autobiographieforschung wichtige Impulse, weil sie die poststrukturalistisch orientierte Gattungstheorie, die den Leser und die Rezeption weitgehend auszublenden droht, ergänzen.

Auch der amerikanische Gattungstheoretiker John Paul Eakin hat sich in seinen autobiographietheoretischen Arbeiten intensiv mit der Referentialität der Gattung befasst. Er betont, dass „the critics concern with reference, with the author and his intention, is built into the very structure of autobiography considered as a figure of reading".[895] In *Fictions in Autobiography* und *Touching the World: Reference in Autobiography* setzt sich Eakin nicht nur mit der biographischen Referentialität auseinander, sondern auch mit historischen, sozialen und kulturellen Wirklichkeitsbezügen der untersuchten Autobiographien.[896] In seiner Auseinandersetzung mit Paul de Man weist Eakin darauf hin, dass de Man in *Autobiography as De-facement* immerhin ein Verhältnis zwischen dem Leben und Autobiographie annimmt - etwas, das Derrida in seinen Texten nicht macht.[897] Derrida interpretiert de Mans „De-facement" als „l'effacement de la figure visible", womit die Verbindung mit der empirischen Welt verbrochen werde.[898] „Autobiography" aber, betont Eakin, „is nothing if not a referential art, and the self or subject is its principle referent".[899] Neben den historischen, sozialen und kulturellen Referenzen versteht Eakin, in dem Punkt Lejeune folgend, den Eigennamen (nom propre) des Autobiographen als „the guarantee of the transaction of reference in autobiography".[900]

---

[895] Eakin, John Paul: Philippe Lejeune and The Study of Autobiography. In: *Romance Studies* 8, 1986, S. 1-15, hier S. 11.

[896] Ders.: *Fictions in Autobiography: Studies in The Art of Self-Invention*. Princeton (Princeton University Press) 1985; *Touching The World: Reference in Autobiography*. Princeton (Princeton University Press) 1992.

[897] Vgl. Eakin 1985, S. 185ff. Es geht hier um de Mans Behauptung „We assume that life *produces* autobiography as an act produces its consequences, but can we not suggest, with equal justice, that the autobiographical project may itself produce and determine the life." De Man 1979, S. 920.

[898] Derrida, Jacques: Mémoires. Pour Paul de Man. Paris (Galilée) 1988, S. 47.

[899] Eakin 1992, S. 3. Vgl. S. 28: „In the age of poststructuralism we have been too ready to assume that the very idea of a referential aesthetic is untenable, but autobiography is nothing if not a referential art."

[900] Ebd., S. 15.

Die Rezeptionsanalyse hat gezeigt, dass der Autobiograph als Referenzpunkt in vielen Lektüren auftaucht: nicht nur als Autor, der dem Leser *im* Text mit dem Angebot eines Paktes entgegentritt, nicht nur als Hauptfigur, der Identität mit dem Autor aufweist, sondern auch als Zeitgenosse außerhalb des Textes, dessen öffentliches Bild die Lektüre des Textes begleitete und beeinflusste. Man denke dabei an Bernhards Ruf als Skandalautor und die öffentliche Wirkung seiner Autobiographie oder Christa Wolfs Autorität als moralische Leitfigur besonders für Ostdeutsche, FeministInnen und die traditionelle Linke.[901] Auch die Schriftsteller selbst repräsentieren Lebenseinstellungen und Überzeugungen, die sich sowohl für Angriffe auf ihre Autobiographien als für Verteidigungen von ihnen eignen. „Ich bin eine Figur, auf die man vieles projizieren kann", sagte Christa Wolf 1994 in einem Interview mit ihrem späteren Biographen Jörg Magenau.[902] Ähnliches gilt für Jana Hensel und Claudia Rusch, die in ihren - oft medienwirksamen und dadurch rezeptionslenkenden – Auftritten in Fernsehsendungen, Talkshows oder Zeitungsinterviews gleichsam als Verkörperungen von bestimmten kollektiven Erfahrungen präsentiert wurden. Diese lassen sich mit Eakin als „biographical reference beyond the text" auffassen.[903] Auch dies sollte ein Grund sein, der poststrukturalistischen These von der Unmöglichkeit der Sinnsuche nach referentiellen Verweisen zu relativieren und die Referentialität, die mit der Lektüre der Autobiographie verbunden ist, ernst zu nehmen.

5.4.4 Die ostdeutsche Identität als »counterculture«

Im ersten Teil dieses Kapitels wurde deutlich, dass ein Großteil der amerikanischen poststrukturalistischen Gattungstheorie die Ansätze von Derrida und de Man mit einem „ethische(n) Impuls"[904] verbindet. Miller, Smith, Sartwell und Stanton wenden sich gegen die biographisch-autobiographische «Great White Man Tradition», da sie westlichen Vorstellungen über andere Kulturen zu viel verpflichtet sei. Sie warnen vor stereotypen Wahrnehmungsmustern im Hinblick auf andere (Sub)kulturen und vertreten einen ausgesprochenen Kulturrelativismus. Sie weisen darauf hin, wie

[901] Magenau, Jörg: *Christa Wolf. Eine Biographie*. Berlin (Kindler) [2]2002, S. 13.
[902] Magenau, Jörg; Lücke, Detlev: »Ich bin eine Figur, auf die man vieles projizieren kann«. Gespräch mit Christa Wolf. In: *Freitag*, 18.3.1994.
[903] Eakin 1992, S. 28
[904] Wagner-Egelhaaf, S. 87.

schwierig es ist, den Fängen der eigenen kulturellen Vorannahmen zu entgehen.[905] Häufig geht es darum, über die Autobiographie auf soziale Missstände und als autoritär wahrgenommene Strukturen aufmerksam zu machen. Lange genug sei die Identität verschiedener Minderheiten durch bestimmte Vorstellungen missachtet worden, jetzt gelte es, ein Bewusstsein für die Identität marginalisierter Gruppen zu erwecken. Von großem Einfluss auf die sich mit Minderheiten befassende Autobiographie-Forschung sind dabei die Arbeiten von Michel Foucault, der gegen verallgemeinernde Vorannahmen auf die besonderen Interessen von „Randgruppen", von „dem nicht Integrierbaren, nicht Subsumierbaren, dem Ausgestoßenen und Ausgegrenzten, das nicht im Universallogos aufgeht", wies.[906]

Lässt sich anhand der hier untersuchten Autobiographien auch ein diskriminierender Umgang mit sozialen „Rand- und Sondergruppen"[907], mit bestimmten *countercultures* feststellen? Interessant ist z.B. die Frage, ob die Rezeption von Claudia Rusch und Jana Hensel, die als Ostdeutsche zu einer Minderheit gerechnet werden können, zeigte, dass die Stimme eines »Anderen« hier »verdrängt« oder »deligitimiert« wurde. Oder ob der Umgang mit den hier untersuchten weiblichen Autoren irrational oder diskriminierend war, in dem Sinne, dass hier „ostentativ die Vorherrschaft der Männlichkeit über die Weiblichkeit zum Ausdruck gebracht wird".[908] Dies könnte ja, durch Vorurteile, von denen man fälschlicherweise annimmt, dass sie der Vergangenheit angehören, durchaus der Fall sein. Sowohl die wissenschaftliche als die nicht-wissenschaftliche Beschäftigung mit der Autobiographie hat sich lange Zeit auf eine männliche Tradition konzentriert.[909]

Meiner Ansicht nach gibt es aber keine deutlichen Hinweise darauf, dass die hier untersuchten weiblichen Autoren Christa Wolf, Jana Hensel und Claudia Rusch innerhalb der feuilletonistischen Rezeption sexistisch behandelt wurden oder ihre Erfahrungen als Frau anhand der von ihnen veröffentlichen Texte aus der öffentlichen

---

[905] Okely, Judith: Anthropology and autobiography: Participatory experience and embodied knowledge. In: Okeley, Judith; Callaway, Helen: *Anthropology and Autobiography*. London (Routledge) 1992, S. 1-28, hier S. 6. Vgl. ebd., S. 24: "In its fullest sense, reflexivity forces us to think through the consequences of our relations with others, whether it be conditions of reciprocity, asymmetry or potential exploitation."

[906] Zima, Peter W.: *Moderne/Postmoderne. Gesellschaft, Philosophie, Literatur*. Tübingen Basel (A. Francke) ^{2}2001, S. 127ff.

[907] Niggl ^{2}1998, S. 9.

[908] Wagner-Egelhaaf, S. 94.

[909] Vgl. Smith, Sidonie: *A Poetics of Women's Autobiography. Marginality and the Fictions of Self-Representation.* Bloomington (Indiana University Press) 1987; Kosta, Barbara: *Recasting Autobiography. Women's Counterfictions in Contemporary German Literature and Film.* Ithaca (Cornell University Press) 1994; Okely 1992.

Debatte verdrängt wurden. Das Interesse an ihren Autobiographien war ausgesprochen groß. Das heißt aber nicht, dass in der Rezeption keine stereotypen Wahrnehmungsmuster anzutreffen sind. So verwenden viele Rezensenten von Hensels *Zonenkinder* Charakterisierungen, die man als weibliche Stereotype bezeichnen könnte. So wurde Hensels Stil von mehreren Rezensenten, als „weinerlich" und „klagend" umschrieben. Die Frage ist aber, ob diese Bezeichnungen nicht eher auf Hensels Schreibstil zurückzuführen sind als auf die Tatsache, dass der Autor von *Zonenkinder* eine Frau war. Wäre diese Kritik nicht auch geäußert, wenn das vorliegende Buch von einem Mann geschrieben worden wäre? Auch stammen die Rezensionen in den Tages- und Wochenzeitungen zumindest zur Hälfte aus der Feder einer Frau. Es fällt somit schwer, der pauschalen These, Männer würden bestimmen, was Literatur sei und die weibliche Stimme sei in Literaturdebatten kaum hörbar, im Falle Hensels und Ruschs zuzustimmen.[910]
Auch gibt es m.E. keine Hinweise darauf, dass die Autobiographien von Hensel und Rusch schlechter verkauft wurden, weil die Schriftstellerinnen von einer ostdeutschen Position aus schrieben. Die Ost-Erfahrung wurde in der Bundesrepublik, als die Autobiographien von Hensel und Rusch erschienen, nicht ausgegrenzt. Vielmehr ist zu beachten, dass ein Großteil der Literatur, die in der feuilletonistischen Rezeption seit den neunziger Jahren hohe Wellen schlägt, von ostdeutschen – jüngeren - Autoren geschrieben wurde.[911] Auch wenn die meisten Verlage in westdeutschen Händen sind, die ostdeutsche Stimme ist auf dem Büchermarkt relativ stark vertreten. Von einer Verdrängung oder Diskriminierung ostdeutscher Erfahrung kann im deutschen Literaturbetrieb nicht die Rede sein.[912] Es sei denn, man würde davon ausgehen, dass Claudia Rusch und Jana Hensel, die hier untersuchten ostdeutschen Autorinnen, die auf dem gesamtdeutschen Büchermarkt erfolgreich waren, sich eine Art von Selbstzensur aufgelegt hätten, die es ihnen ermöglich hätte, auch bei westlichen Lesern anzukommen.[913] Die Rezeptionsanalyse besonders van Jana Hensel stellt dies

---

[910] Vgl. u.a. Stanton, Domna T.: Autogynography: Is the Subject Different? In: Dies. (Hrsg.): *The Female Autobiograph.* New York (New York Literary Forum) 1984, S. 3-20, S. 15ff.; Smith 1987, bes. S. 49ff., Tatlock, Lynne: Ab ovo: Reconceiving the Masculinity of the Autobiographical Subject. In: Dies: *The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany 1500-1700.* Amsterdam Atlanta (Rodopi) 1994, S. 383-412, bes. S. 383.
[911] Vgl. u.a. Thomas Brussig, Ingo Schulze, Jens Sparschuh.
[912] Dies heißt noch nicht, dass ostdeutsche Identität in anderen Bereichen (Politik, Medien) nicht ausgeschlossen wird.
[913] Dies ist eine Argumentation, die bei vielen Forschern, die mit den Begriffen *race*, *gender* oder *class* arbeiten, anzutreffen ist. So schreibt Wagner-Egelhaaf zunächst, dass Autobiographien von Frauen

aber in Frage. Die meisten Kritiker reagierten ablehnend auf Hensels Beschreibungen, gerade weil sie nicht mit westdeutschen Erwartungen übereinstimmte.
Auffällig ist, dass die amerikanische poststrukturalistische Gattungsforschung, die sich mit Minderheitenautobiographien befasst, ständig von einer negativen Bewertung des Anderen ausgeht. Hat nicht gerade der Wunsch, Erfahrungen von anderen kennen zu lernen, immer zum Lesen von Autobiographien eingeladen? Auch bei den Autobiographien von Hensel und Rusch stellt sich die Frage, ob ihre ostdeutsche Herkunft beiden Autorinnen den Zugang zum gesamtbundesrepublikanischen Literaturbetrieb nicht vielmehr erleichtert als erschwert hat. Ist die ostdeutsche Identität nicht als eine *counterculture* aufzufassen, die das Interesse besonders des westdeutschen Lesepublikums vergrößerte? Die Popularität dieser Autobiographien ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass das Gebiet der ehemaligen DDR für viele Leser aus der Bundesrepublik „exotisch" ist. Die westdeutschen Leser kennen die DDR nicht aus der Innenperspektive und sind neugierig, wie eine Ostdeutsche ihre Jugend in der DDR erlebt hat. Außerdem sind sie neugierig darauf, wie eine in der DDR aufgewachsene Jugendliche das vereinte Deutschland erlebt. Das Andere, Fremde, wird nicht verdrängt, sondern begrüßt.
Die interessantere Frage scheint mir die zu sein, welche Vorstellung vom „Ostdeutschen" in der Rezeption dominiert, auch weil sie eine objektivere und sachlichere Ausgangslage bietet als Fragen, die nur darauf gerichtet sind, zu beweisen, dass die literarische Kritik Minderheiten unterbewertet, voreingenommen sei. Interessant wäre zum Beispiel, wie in den Rezensionen auf die DDR verwiesen wird. So fällt auf, dass häufig die Aufmerksamkeit des Lesers durch die Verwendung des Begriffes „sozialistische Diktatur" von Anfang an auf die politische Dimension einer Jugend in der DDR gelenkt wird. Man könnte aber fragen, ob das Leben in einem Staat sich auf das Erlebnis seiner politischen Strukturen beschränkt - auch

---

nicht beachtet wurden, weil sie anders als die Autobiographien von Männern konzipiert seien und andere Erfahrungen beschreiben würden (in der Nachfolge von Judith Okely nennt Wagner-Egelhaaf u.a. „das Fehlen linearer Entwicklungslinien zugunsten repetitiver, reihender, zyklischer Strukturen, Schilderungen des Alltäglichen, Prozessualität statt Erreichen eines Endpunkts", S. 94ff.). Später heißt es aber, dass Autobiographien von Frauen oft deswegen nicht beachtet wurden, weil sie eine „Mimikry an männlichen Formen der Selbstdarstellung" aufwiesen. Dies sei nämlich „der einzige Weg gewesen (…), sich in den autobiographischen Diskurs einzuschreiben" (S. 95). Wagner-Egelhaaf verwendet hier unterschiedliche, sich gegenseitig ausschließende Argumente, um an ihrer pauschalen These von der Nicht-Beachtung der weiblichen Autobiographie festzuhalten. Außerdem sind die von Okely vorgeschlagenen Charakteristiken weiblichen autobiographischen Schreibens nicht unproblematisch. Wenn man vom „Erreichen eines Endpunkts" als Charakteristikum einer männlichen Autobiographie ausgeht, müssten alle der hier untersuchten Autobiographien von Frauen geschrieben sein.

wenn dieser Staat „sozialistisch“ war und es gerechtfertigt ist, die undemokratische Herrschaftsform der DDR als „Diktatur“ zu bezeichnen. Vor allem Hensel richtet sich in ihren Erinnerungen an die DDR stark auf den ihrer Meinung nach weitgehend unpolitischen Alltag.

Hensel und Rusch präsentieren in ihren Büchern unterschiedliche Sichtweisen auf die DDR. Aber beide Bücher wurden gut verkauft und von vielen Lesern geschätzt. Zwar urteilte die feuilletonistische Rezeption positiver über Ruschs *Meine freie deutsche Jugend*, aber bei beiden Büchern gab es lobende und ablehnende Reaktionen.

Nichts wäre so verfehlt, als aus der Minderheitenposition der beiden Schriftstellerinnen abzuleiten, dass hier eine von den beiden Stimmen verdrängt oder aus der politisch-kulturellen Debatte ausgeschlossen würde. Auch sollte man berücksichtigen, dass die Präsentation von Identität in beiden Texten komplexer ist als eine Einteilung, die auf nur einem Kriterium basiert – sei es nun Geschlecht oder ostdeutsche Herkunft. Individuen gehören immer zu mehreren Gruppen zugleich. Darüber hinaus spielen, neben politischen und ideologischen Fragen, die durch die Position des Autors aufgerufen werden, auch stilistische und literaturästhetische Kriterien in der Wahrnehmung des Textes eine Rolle. Zu Recht warnt John M. Ellis vor einer zu engen Fokussierung auf „oppression and victimalization“ im poststrukturalistischen Diskurs.[914]

5.4.5 Autobiographie und Gedächtnis

In ihrem Artikel über die Erinnerung an die DDR bei Monika Maron und Uwe Kolbe stellt Ortrun Niethammer folgende Entwicklung fest:

> In den 1990er Jahren bekommt die Autobiographie, insbesondere in der Nach-DDR, einen immer gewichtigeren Stellenwert. Man gewinnt den Eindruck, dass nur noch das selbst- und subjektorientierte Schreiben Auskunft über reale Zustände geben kann und fiktionale oder journalistische Beschreibungen Lücken zeigen.[915]

[914] Ellis, S. 206.

[915] Niethammer, Ortrun: Konversionen und Renegaten. Autobiographische Rückblicke auf die DDR anhand literarischer Beispiele von Monika Maron und Uwe Kolbe. In: Plachta, Bodo (Hrsg.): *Literatur als Erinnerung. Winfried Wosler zum 65. Geburtstag*. Tübingen (Max Niemeyer) 2004, 325-346, hier S. 325.

Wie stellt sich diese Einschätzung im Hinblick auf die im vierten Kapitel analysierten Autobiographien von Hensel und Rusch dar? Einerseits ist zu betonen, dass auch im Falle Hensels und Ruschs über ein selbst- und subjektorientiertes Schreiben versucht wird, über reale Zustände Auskunft zu geben. Andererseits ist im Hinblick auf diese Autobiographien festzustellen, dass die um eine Generation jüngeren Autoren journalistisch anmutenden Beschreibungen keineswegs aus dem Weg gehen. Nicht zu Unrecht haben verschiedene Rezensenten sich gefragt, ob Jana Hensels *Zonenkinder* und Claudia Ruschs *Meine freie deutsche Jugend* nun als literarische Texte oder als Reportagen aufzufassen sind.[916]

Auch wenn es sicherlich zu weit ginge, die hier untersuchten Texte mit Dilthey als Gedächtnisorte einer „geistgeleiteten Kultur" zu sehen: die Autobiographien sind mit politischen, sozialen und kulturellen Gegebenheiten verbunden und sagen viel über die Zeit, in der sie entstanden, aus. Sie lassen sich als Gedächtnis- und Erinnerungsträger auffassen. Zugleich wird durch sie, wie die Rezeptionsanalysen deutlich machten, ein erinnerungsbezogener Diskurs eröffnet, der sich auf mehr als die individuellen Erfahrungen des Autobiographen bezieht. Ansätze, die in der Autobiographie einen neuen Träger von Erinnerung sehen, stellen m.E. denn auch eine brauchbare Erweiterung für die Gattungsforschung dar.[917] Eine verstärkt auf die Autobiographie als Erinnerungsträger gerichtete Forschung könnte unter Berücksichtigung des Referenzcharakters der Gattung dazu beitragen, die Autobiographie als Ausdruck von sowohl individueller als kollektiver Erinnerung zu verstehen. Einerseits vermittelt die Autobiographie eine persönliche, private Perspektive auf historische Ereignisse. Anderseits steigt sie über das rein Private hinaus, da die beschriebenen Erfahrungen nicht nur an *eine* Person gebunden sind. Die Erinnerungen sind dabei nicht als Postulat einer unbezweifelbaren historischen

[916] Eine strikte Trennung zwischen „Reportage" und „Literatur" ist m.E. höchst problematisch. Man denke an die literarischen Reportagen von Joseph Roth, Heinrich Hauser, Egon Erwin Kirsch, Erika Runge und Rainer Werner Fassbinder. Dass auch Texte, die auf den ersten Blick journalistisch wirken, dennoch zur Literatur gerechnet werden können, zeigen die Autobiographien von Illies, Hensel und Rusch. Besonders Illies und Hensel rücken gesellschaftliche Entwicklungen in den Vordergrund und schreiben in einem journalistischen Stil. Hinzu kommt, dass die Reportage vor allem in Übergangszeiten als bevorzugte literarische Form erscheint. Man denke an die Blütezeit der Reportage im Deutschland der Weimarer Republik. Auch bei den Autobiographien von Hensel und Rusch handelt es sich um Literatur, die in einer Phase des Übergangs erscheint und diesen Übergang zum Thema hat – von der DDR zum vereinten Deutschland.

[917] Vgl. Holdenried, S. 57ff, die am Ende des literaturtheoretischen Teils ihrer Autobiographie-Studie kurz auf produktive Verknüpfungen zwischen Autobiographie- und der Erinnerungsforschung eingeht.

Wahrheit und Authentizität, sondern in ihrer stilisierten Form als literarische Konstruktionen zu verstehen.

Die Autobiographie hat ihre Bedeutung für das Gedächtnis einer Kultur keineswegs „verloren", wie Wagner-Egelhaaf schreibt.[918] Die Rezeption der hier untersuchten Autobiographien hat vielmehr gezeigt, wie eng die Autobiographie und ihre Rezeption mit Debatten verbunden sind, die um die Selbstwahrnehmung, politische und soziale Vorstellungen und die eigene nationale Identität kreisen. Beispiele für Fragen, die auch durch die Autobiographien aufgerufen wurden, sind: Welche Rolle sollte die Erinnerung an die Nazizeit in Deutschland und Österreich einnehmen? Wie stellt sich aus heutiger Perspektive die DDR dar und welche Erfahrungen stehen künftig bei der Erinnerung an das Leben in der DDR im Mittelpunkt: der Alltag, der, wie einige behaupten, weitgehend unpolitisch war, oder die Menschenrechtsverletzungen in einem kommunistischen Staat? Dies sind alles Fragen, die das politisch-nationale Selbstverständnis betreffen. Darüber hinaus ließen sich noch viele Texte finden, die Wagner-Egelhaafs Behauptung, autobiographische Texte hätten ihre Bedeutung für das Gedächtnis einer Kultur verloren, in Frage stellen.[919] „Bewusstseinsgeschichte und Geschichtsbewusstsein werden über die autobiographisch dokumentierte Erfahrung vermittelbar"[920], meint auch Michaela Holdenried. Die hier untersuchten Autobiographien befinden sich an der Schnittstelle von individueller und kollektiver Erinnerung.

5.5 Resümee

Anders als Manfred Schneider, der in Bezug auf neuere Gattungsentwicklungen von der These ausging, dass die Autobiographie wegen der Nicht-Einlösbarkeit ihres Wahrheitsanspruches eigentlich funktionslos geworden sei, und „das Schattenreich des Empirischen" für den Autobiographen „im Rauschen der Sprache"[921] vergehe, bin

[918] Wagner-Egelhaaf, S. 77.

[919] Dabei kann man an Martin Walsers autobiographischen Roman *Ein springender Brunnen* (1998) denken, der zusammen mit der Friedenspreisrede des Autors eine heftige Debatte über den bundesrepublikanischen Umgang mit der NS-Vergangenheit provozierte. Auch das breite Interesse an den Tagebüchern Viktor Klemperers zeigt, wie als authentisch aufgefasste autobiographische Prosa die Öffentlichkeit in Deutschland bewegen kann.

[920] Holdenried, S. 12.

[921] Schneider, Manfred: *Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert*. München Wien (Hanser) 1986, S. 44. Schneiders Gattungsverständnis ist stark durch Diskursanalyse und Poststrukturalismus geprägt. So betrachtet Schneider „die wahre Rede", die dem Autobiographen

ich nicht der Ansicht, dass die Autobiographien jüngerer Autoren von der Unerkennbarkeit der Wirklichkeit geprägt sind. Von einem zunehmenden Sprachbewusstsein, das nach Manfred Schneider den autobiographischen Text im zwanzigsten Jahrhundert auszeichne, ist bei Florian Illies, Jana Hensel und Claudia Rusch nur wenig zu spüren.

Auch stellt sich die Frage, ob Identität als Leitwert der Autobiographie als geschichtlich überholtes Konstrukt gekennzeichnet werden muss. Vor allem die neue Unbekümmertheit der jüngeren hier untersuchten Autoren in Bezug auf die eigene Identitäts- und Sozialisationsbeschreibung stellt diese Annahme in Frage. Und dass Autobiographen wie Christa Wolf und Thomas Bernhard das traditionelle Identitätsverständnis einer kritischen Revision unterziehen, bedeutet noch nicht, dass die Gattungsforschung sich von dieser Kategorie gänzlich verabschieden sollte. Das Subjekt wird in *Kindheitsmuster* keinesfalls als ein geschichtlich überholtes Konstrukt gekennzeichnet. Entgegen der poststrukturalistischen Kritik an der illusorischen Suche nach Authentizität ist „subjektive Authentizität" Ausgangspunkt von Wolfs Schreiben – auch und gerade in ihrer Autobiographie.

Polemischer als Wolf schreibt Bernhard in seiner „Anti-Autobiographie" gegen traditionelle Gattungsmerkmale an und rückt die Bedingungen autobiographischen Schreibens in den Mittelpunkt seiner Prosa. Aber trotz Bernhards repräsentationskritischer Vorbehalte, die an die „Selbstrückbezüglichkeit"[922] der Schrift in Paul de Mans *Autobiography as De-facement* erinnerte, war es möglich, die erzählten Ereignisse zu historischen Vorgängen in Beziehung zu setzen und über die Person des Autors und sein Leben feste Referenzpunkte auszumachen. Dies widerspricht dem poststrukturalistischen Gattungsverständnis Robert Smiths, der in

---

abverlangt werde, als „das Nachplappern des verschleierten juristischen Codes unserer Gesellschaft." Ein Autor sei also nicht frei, wenn er autobiographisch schreibt, sondern bestimmten Regeln und Strukturen unterworfen, die diese Freiheit verunmöglichen. Diese Strukturen sieht Schneider besonders stark „in der Familie, in der Liebe, in der Schrift" ausgeprägt. Auch wenn sich in *Kindheitsmuster* eine grundlegende Skepsis in Bezug auf die Schrift Raum schafft, die Freiheit des Einzelnen stellt Wolf nicht in Frage. Auch erweist die Familie sich in den untersuchten Autobiographien, vor allem bei Claudia Rusch, keineswegs als eine Institution, die der persönlichen Freiheit im Wege steht und das Ich an der eigenen Entwicklung hindert. Lediglich Bernhards Autobiographie wird Schneiders These in diesen beiden Punkten gerecht. Insgesamt ist Schneiders Gattungs- und Gesellschaftsverständnis aber problematisch und kann als eine Bestätigung von Peter W. Zimas Kritik an einer Foucaultschen Betrachtungsweise angesehen werden: „Foucaults Betrachtungsweise ist insofern einseitig, als sie den gesellschaftlichen Faktor Macht weitgehend mit Gefängnis und Klinik identifiziert und (…) alle sozialen Funktionen anprangert, die irgendwie mit dem Faktor Macht verquickt sind." Zima [2]2001, S. 144.

[922] Wagner-Egelhaaf, S. 78.

der Nachfolge Derridas betont, das „auto“ des Selbstbezugs verweise lediglich auf die Schrift, nicht auf den Autobiographen selbst.[923]

Auch Eva Meyer unterschrieb in ihrem 1989 erschienenen Buch *Die Autobiographie der Schrift* die poststrukturalistische These, dass Autobiographien nicht sosehr auf einmalige, persönliche Erfahrungen des Autors, sondern auf die Vorgängigkeit der Verweise, insbesondere auf andere autobiographische Texte referieren. Der „Gegensinn“ der Schrift liege darin, dass sie nicht die Einmaligkeit erlebter Erfahrungen, sondern stets ihre Wiederholbarkeit bezeichne und in eine Zerstreuung münde:

> Immer ist es Wiederholung, wenn sich eine alte Dame ihr Leben *wiedererzählt* und darin *überträgt*, was in dem einen Leben nicht aufgehoben werden kann. Und das ist das Erlesene, genauer: die Bedingung der Möglichkeit einer Beschreibung, die sich auf die eignen Mittel der Beschreibung bezieht und in dieser *Selbstrückbezüglichkeit* eine mindestens doppelte Verfasstheit in Szene setzt. Angesprochen ist damit nicht das Genre <Autobiographie> als solches, sondern die Grenzen jedes Genres, das kein wohldefinierter und festumrissener Gegenstand mehr sein kann, wenn in seiner Beschreibung sich die Abhängigkeit vom Erlesenen überträgt und in dieser Übertragung hervorbringt, was die Wiederholung erstmals zum Zuge kommen läßt: den *Raum* des Gelebten, der den Beschreiber als die Technik seiner Beschreibung ergreift und in dem Maße ein neues Leben gewinnt, wie *diese Technik* die Autobiographie der Schrift in Gang setzt.[924]

Uns bleibt, um mit Steven Hunsaker zu sprechen, die Wahl zwischen “deconstructive readings (…) and readings that recognize the unstable and fictive nature of texts that nonetheless communicate and thus act in the world”.[925] Die Untersuchung der deutschsprachigen Autobiographien in dieser Arbeit hat gezeigt, dass Aspekte des poststrukturalistischen Gattungsverständnisses sinnvoll auf die Autobiographien von Bernhard und Wolf angewendet werden kann. Um die Rezeption und die durch die Texte ausgelösten Erinnerungsdiskurse zu verstehen, war es aber nötig, die Autobiographien in ihrem geschichtlichen Kontext zu verorten, Bezüge auf konkrete geschichtliche Ereignisse auszumachen und die Referentialität der Gattung somit ernst zu nehmen. Der „Anspruch“ der Gattung, „erlebte Wirklichkeit zu

---

[923] Der Eigenname, der nach Lejeune den autobiographischen Pakt, und damit auch die Referentialität der Gattung sicherstellt, ist für Smith eine Markierung der Schrift, eine Position in einer Kette von Signifikanten. Die Vorstellung, anhand einer Autobiographie Aussagen über die Wirklichkeit zu machen, betrachtet Smith als eine Chimäre repräsentationslogischen Denkens. Für Smiths Derrida-Interpretation vgl. 5.2.2.

[924] Meyer, Eva: *Die Autobiographie der Schrift*. Tübingen (Attempto) 1989, S. 9ff.

[925] Ebd., S. 11.

vermitteln“[926], prägte den Erwartungshorizont des Lesers. Aber auch im Hinblick auf die Textinterpretation ist es sinnvoll, poststrukturalistische Vorannahmen in Bezug auf die Textualität der Gattung kritisch zu hinterfragen. Dass die Autobiographie, wie jede literarische Gattung, den Gesetzen der Schrift und den Beschränkungen menschlicher Kommunikation unterliegt, die Grenze zwischen Fakt und Fiktion oft fließend erscheint und die Selbstbeschreibung von fiktionalen Elementen geprägt ist, muss nicht zwangsläufig zu der Annahme führen, dass Bezüge auf konkrete historische Ereignisse nicht erkennbar seien und die beschriebenen Erfahrungen und Personen keine geschichtlichen Wurzeln haben. Gerade historisch Erlebtes wurde in den hier untersuchten Autobiographien zum „Motor der Selbstbefragung“.[927] Christa Wolf befragte im „Kreuzverhör“[928] mit sich selbst die Vergangenheit und die eigene Verstrickung im nationalsozialistischen Deutschland. In *Kindheitsmuster* stellt sich ein autobiographisches Ich auf den Prüfstand seines Gewissens.[929]

Auch in Thomas Bernhards Autobiographie wird das Selbsterlebte, wie fiktional überformt auch immer, für das Ich zur Anleitung einer Suche nach der eigenen Identität – die es nach Bernhards Ansicht nicht geben kann. Die Rückblicke auf die eigene Vergangenheit sind bei Bernhard nicht befragend, wie bei Christa Wolf, sondern anklagend. Wut und Abscheu prägen das Bild der Kindheit und Jugend des Rückblickenden, der sich als Opfer historischer Konstellationen (Katholizismus – Nationalsozialismus) fühlt.

Vor einer naiven Gattungslektüre, die den literarischen Charakter der Gattung übersieht, sollte ebenso wie vor einer die referentiellen Bezüge der Autobiographie missachtenden Lesart gewarnt werden. Zwischen diesen zwei Extremen liegt die Wahrheit der Autobiographie:

> Vor naivem Lesen und Vertrauen warnt die Skepsis der Diskursanalyse Foucaults und der Dekonstruktion Derridas, gegen den traditionellen Autor- und Werkbegriff (…) warnen die Argumente des Zweifels an autobiographischer Wahrheitsfindung (…). Unangefochten bleibt der Anspruch autobiographischer Prosa, unter allen Erzählformen der Lebensnächste zu sein. Denn der Autor bürgt

[926] Hinck, Walter: *Selbstannäherungen. Autobiographien im 20. Jahrhundert von Elias Canetti bis Marcel Reich-Ranicki*. Düsseldorf Zürich (Artemis & Winkler) 2004, S. 7.
[927] Ebd., S. 10.
[928] Wolf, *Kindheitsmuster*, S. 13.
[929] Vgl. Hinck, S. 59.

mit seinem Namen und, bei aller Begrenztheit des Gedächtnisses, seinen eigenen authentischen Erfahrungen.[930]

Am Ende dieser Arbeit sei noch einmal an die im ersten Kapitel vorgestellte These vom „Ende der Autobiographie“ erinnert.[931] Wie stellt sich Sprinkers polemische Totsage der Gattung im Hinblick auf die hier untersuchten Autobiographien dar? Gegen Sprinkers Behauptung von einem Absterben der Gattung ist zu betonen, dass die Gattung immer noch weiter geschrieben wird, ohne dass Begriffe wie Identität, Sozialisation und Referentialität, die in der Autobiographiediskussion seit Jahrzehnten eine Schlüsselposition einnehmen, ihren heuristischen Wert verloren haben:

Whatever our critical misgivings regarding the autonomy of the subject or the capacity of language to refer to anything but itself, and in spite of what is ultimately the fantasy of autobiography, writers continue to produce autobiographies to create and express identity and, as in the narratives considered here, to work out what is most often a syncretic relationship between the individual, language, family, class, and their nation. Readers, meanwhile, continue to purchase and read those narratives.[932]

Auch der französisch-deutsche Schriftsteller Georges-Arthur Goldschmidt meint, dass es sinnvoll ist, die Autobiographie nach wie vor als Annäherungsversuch an das eigene Ich aufzufassen, selbst wenn die eigene Identität nur ungenügend dargestellt werden kann:

Wer redet? Wer schreibt? Wer hört zu? Immer ist es jemand, denn >es< redet nicht; wer redet ist dieses in IHM, dem Redenden eingeschlossene >Ich< (…). Jedem Schöpfen liegt diese Besonderheit zugrunde.[933]

Auch nach dem *linguistic turn* ist eine Rückbesinnung auf außertextuelle Verweise sinnvoll, wenn man autobiographisches Schreiben in seinem geschichtlichen Kontext und in seiner Wirkung verstehen will. Die poststrukturalistische Annäherung an die

[930] Finck, S. 10. Vgl. Lejeune, Philippe: Der autobiographische Pakt. In Niggl (Hrsg.) ^{2}1998, S. 214-258, hier S. 227: „Außerhalb des Textes und im Text gleichermaßen angesiedelt stellt sie (die Person des Autors – J.S.) die Verbindung zwischen beiden Bereichen dar.“
[931] Sprinker, Michael: Fictions of The Self. The End of Autobiography. In: Olney, James (Hrsg.): *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Princeton (Princeton University Press) 1980, S. 321-340. Vgl. 1.1.
[932] Hunsaker, S. 10.
[933] Goldschmidt, Georges-Arthur: *Der bestrafte Narziß*. Zürich (Ammann) 1994, S. 15.

Autobiographie ist für die hier untersuchten Texte denn auch nur beschränkt fruchtbar zu machen.

Dass es unmöglich sein sollte, die Geschichte seiner eigenen Identität zu erzählen, wie Bernhard in seiner Autobiographie meinte, bedeutet noch nicht, dass die Autobiographie als Gattung verschwunden ist. Die Bedingungen der Schrift muss nicht leugnen, wer über den Wirklichkeitsbezug eines Textes reflektieren will. Selbstverständlich würde ein poststrukturalistischer Literaturwissenschaftler, der an Derridas Thesen als an eisernen Gesetzen festhält, einwenden, dass man so versäumt, die Konsequenz aus der Sprachlichkeit allen Verstehens und Erkennens zu ziehen, indem man sich auf die Idee einer referentiellen Funktion von Texten stützt (und so den »Illusionen« eines »logozentrischen Denkens« verfällt[934]). Tatsache ist aber, dass trotz aller Schwierigkeiten, die durch die verfälschende Rolle der Sprache entstehen, sehr wohl über die Texte und ihre Wirklichkeitsbezüge kommuniziert werden kann.

[934] Vgl. Smith 1995, S. 56.